Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 89 (2009)
Heft: 968

Rubrik: Dossier : weggegeben, weggenommen : Verdingkinder

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 21.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

1 Niemandskinder
2 Die Armut damals auf dem Land war gross
3 Behördliches Besserwissen
4 Die eigene Geschichte erzählen
5 Was ich erlebte, war doch ganz normal
6 Mein Grossvater, ein Verdingkind
7 Hesch mi lieb?

Weggegeben, weggenommen: Verdingkinder

In den Pflegefamilien wurden sie meist nicht mit Namen genannt; sie hiessen schlicht Verdingmädchen oder Verdingbub. Noch vor 50 Jahren gehörten die Verdingkinder – ein Wort, das nur das Schweizerdeutsche kennt – zum ländlichen Alltag und arbeiteten für Kost und Logis bei fremden Bauern. Heutzutage rufen die nackten Zahlen meist ungläubiges Kopfschütteln hervor, und die Behandlung der Kinder Entsetzen. Tausende mussten schon als Kleinkinder schwere Arbeit verrichten, waren körperlichen und seelischen Misshandlungen ausgesetzt, erhielten nur eine rudimentäre Schulbildung, die wenigsten erlernten einen Beruf.

«Verantwortung», «Mitleid», «Liebe» oder gar «Kinderrechte» und «Selbstbestimmung», diese uns so selbstverständlichen Begriffe scheinen an den anderthalb Jahrhunderten abzuprallen, in denen das Verdingkindwesen besonders ausgeprägt war. Es ist, als ob zwei unvereinbare Wertewelten aufeinanderstiessen und die moralischen Kategorien, die für uns heute gelten, mit jenen von damals in keinerlei Übereinstimmung zu bringen seien.

Es ist etwas anderes, die Gesellschaft zu beurteilen, in der man selbst lebt, als im Rückblick diejenige unserer Vorfahren. Entrüstung wird schnell billig, steht man ausserhalb der Verantwortung oder der historischen Epoche. Damit soll die Situation der Verdingkinder um keinen Strich verharmlost oder ihre Behandlung gerechtfertigt werden; es gibt, von allen historischen Bedingungen unabhängig, zeitlose moralische Gebote. Doch lohnt sich der Versuch, den zeitbedingten Kontext zu verstehen. Und sich damit der Beantwortung der Frage zu nähern, inwiefern es auch in unserer Zeit Phänomene gibt, die mit dem Verdingkindwesen vergleichbar sind. Kindersoldaten oder Kinderarbeiter etwa, die über die globalisierten Medien in unser Bewusstsein drängen. Oder, nicht ganz so in die räumliche Ferne gegriffen, die Tatsache, dass auch wir – auch heutzutage – möglicherweise nicht immer so zum Wohle des Kindes handeln, wie wir es zu tun meinen – oder vorgeben.

1836 machte Jeremias Gotthelf im «Bauernspiegel» auf die Situation der Verdingkinder aufmerksam. Im 20. Jahrhundert gab es als herausragende Gestalt Carl Albert Loosli, der sich in einer Vielzahl von Schriften des Themas annahm. Seit März 2009 läuft in Bern die Wanderausstellung «Verdingkinder reden», die in den nächsten fünf Jahren noch an mehreren weiteren Orten zu sehen sein wird.

Suzann-Viola Renninger

Waisenkinder, Findelkinder, Scheidungskinder, Armutskinder – es gab viele Gründe für die Fremdplazierung von Kindern. Die Praxis war in der Schweiz bis weit ins 20. Jahrhundert weitverbreitet. Die Aufarbeitung dieses Kapitels der jüngeren Geschichte hat erst begonnen.

1 Niemandskinder

Mirjam Häsler

Wenn man im Bekanntenkreis das Thema fremdplazierter Kinder anspricht, so fällt auf, wie viele von einem Vater, einer Grossmutter, einer Tante oder einem Grossonkel zu berichten wissen, die als Kinder in fremden Familien aufgewachsen sind. Dies ist kein Wunder, lebte doch im Jahr 1910 schätzungsweise jedes 25. Kind in einer fremden Familie und konnte – aus welchen Gründen auch immer – nicht bei seinen leiblichen Eltern aufwachsen.

Je nach Region unterschieden sich die Zahlen stark. Während im Kanton Bern mit 5,7 Prozent überdurchschnittlich viele fremdplazierte Kinder lebten, waren es im Tessin nur etwas über ein Prozent. Die Gründe für die Unterschiede zwischen den Kantonen sind noch zuwenig erforscht. Allein die Art und Weise, wie diese statistischen Daten ermittelt wurden, zeigt jedoch auf, wie wenig sich die Öffentlichkeit und die Politik zu jener Zeit mit dem Schicksal Fremdplazierter beschäftigte.

Als sich der Pfarrer Albert Wild im Jahr 1915 an alle Kantonsregierungen der Schweiz wandte mit der Bitte, ihm die Zahlen der verkostgeldeten Kinder mitzuteilen, erhielt er lediglich von zwei Kantonen eine Rückmeldung. In der Folge erkundigte er sich beim Eidgenössischen Statistischen Bureau nach einer entsprechenden Statistik. Ihm wurde daraufhin eine Liste der «berufslosen 1896 und später geborenen Personen in fremden Familien» zur Verfügung gestellt, basierend auf der eidgenössischen Volkszählung von 1910, «da diese Personen offenbar mit den Kost- und Pflegekindern identisch sind». Dass nicht einmal das Statistische Bureau über die Anzahl der Pflegekinder Bescheid wusste, offenbart, wie marginal die Stellung fremdplazierter Kinder in der Gesellschaft war. Bemerkenswerterweise existiert bis heute keine Statistik zu Pflegekindern; die entsprechenden Daten dazu werden bis heute nicht erhoben. Gestützt auf die Volkszählung von 1990 wird geschätzt, dass zum damaligen Zeitpunkt rund 15'000 Kinder unter 15 Jahren nicht bei ihren leiblichen Eltern aufwuchsen, fast die Hälfte davon, so die Annahme, lebte bei Verwandten.

Gründe für die Fremdplazierung von Kindern gab es viele. Die Kinder waren Waisenkinder, Findelkinder, Scheidungskinder, sie wurden aus Armutsgründen in fremde Hände gegeben oder weil beide Elternteile ihr tägliches Brot in der Fabrik erarbeiteten. Unehelich geborene Kinder erhielten einen Vormund und wurden der Mutter weggenommen, wenn der Erzeuger seine Vaterschaft nicht anerkennen und nicht für den Unterhalt aufkommen wollte. Auch konnte der Staat Kinder von Rechts wegen ihren Eltern wegnehmen, sei es aus moralischen oder finanziellen Gründen, sei es, weil die Eltern kriminell waren, als geistig unterentwickelt galten oder weil sie ihre Kinder misshandelten.

Vielen solcher Kinder war aber gemeinsam, dass sie niemand hatten, der sich um sie kümmerte. Oftmals fanden sich auch keine Verwandten, um sich solcher «Niemandskinder» anzunehmen, weil sie den Makel eines unehelich geborenen oder sozial niedrigstehenden Kindes nicht tragen wollten oder aber weil sie selbst kaum für ihren eigenen Unterhalt aufkommen konnten.

Unterschieden werden gemeinhin zwei verschiedene Formen von Fremdplazierung: einerseits die Versorgung in einer Institution, wie einem Heim oder einer Anstalt, und anderseits die sogenannte Familienpflege, also die Unterbringung in eine verwandte oder fremde Familie zur vorübergehenden oder dauernden Pflege, oder zur Adoption. Vor allem in verwandten Familien wurden Kinder bisweilen unentgeltlich aufgenommen; andere Pflegefamilien erhielten hingegen ein Kost- oder Pflegegeld. Je nachdem, wurde das Geld von den Eltern, Waisenbehörden oder aber, im Falle armenrechtlicher Kindswegnahmen, von Armen- oder Vormundschaftsbehörden bezahlt. Die Kinder wurden teils von den eigenen Eltern oder Müttern in Pflege gegeben;

andere wurden durch staatliche Organe, wie Vormundschafts- und Armenbehörden, oder durch private Kinderschutzorganisationen plaziert.

Bis heute gibt es keine allgemeingültige Definition des Pflegekinds. Die schweizerische Pflegekinderverordnung PAVO aus dem Jahr 1978 umschreibt den Begriff als «Unmündigen ausserhalb des Elternhauses» und schreibt vor, dass eine Bewilligung benötigt, wer «ein Kind, das noch schulpflichtig oder noch nicht 15 Jahre alt ist, für mehr als drei Monate oder für unbestimmte Zeit entgeltlich oder unentgeltlich zur Pflege und Erziehung in seinen Haushalt aufnehmen will».

Meistens werden Kinder in Dauer- oder Wochenpflege in diesem Sinne als «Pflegekinder» bezeichnet und von Kindern in Tagespflegeverhältnissen unterschieden. Der Begriff «Pflegekinder» fungiert so zumeist als Oberbegriff für sämtliche in Familien fremdplazierten Kinder, wie dies beispielsweise der Jurist Hans Weiss in seiner rechtswissenschaftlichen Dissertation über das Pflegekinderwesen in der Schweiz aus dem Jahr 1920 darlegte: *«Pflegekinder sind alle diejenigen Kinder, welche Pflege und Erziehung nicht von ihren natürlichen Eltern erhalten, sondern zu diesem Zwecke bei Verwandten oder in einer fremden Familie auf längere Zeit hin untergebracht sind, ohne dass ein Adoptionsverhältnis geschaffen wurde.»*

Die Vergangenheit kannte in der Tat viele Namen für Kinder in fremder Familienpflege: Verdingkinder, Kostkinder, Güterkinder, Hofkinder, Loskinder, Ziehkinder, Hütekinder, Haltekinder oder Amtskinder. Die vielen Namen widerspiegeln die bewegten Geschichten solcher Kinderschicksale und die Tatsache, dass sich bis weit ins 20. Jahrhundert hinein das Pflegekinderwesen in der Schweiz grösstenteils in einem rechtlichen Vakuum bewegte.

«Verdingkinder» ist dabei sicherlich die bekannteste historische Bezeichnung für fremdplazierte Kinder in der Schweiz. Sie weckt Assoziationen an Missstände im Pflegekinderwesen und an körperlich und psychisch missbrauchte Kinder. Der Begriff «Verdingung» bezeichnete eine Abmachung, die in gewissen Fällen eine Arbeitsleistung und deren Entschädigung enthielt. Im landläufigen Sinn verstand man darunter Kost und Pflege für Kinder in fremden Familien, und im Gegensatz zum neutraleren Begriff «Pflegekinder» spielte bei den Verdingkindern der Arbeitseinsatz des Kindes eine wichtige Rolle. Die meisten Verdingkinder hatten dabei eher den Status von kleinen Knechten und Mägden als jenen von Kindern, die es zu betreuen galt.

Das System der Verdingung hatte sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts entwickelt, und zwar vor allem in ländlichen Gebieten, wo es im Unterschied zu Städten kaum Waisenhäuser gab. Konnte ein Kind nicht bei seinen Eltern oder Verwandten aufwachsen, musste es von der Gemeinde unterstützt werden. So manche Gemeinde entlastete sich finanziell, indem sie solche Kinder versteigerte und sie gegen ein Kostgeld an diejenigen Familien vermittelte, die das kostengünstigste Pflegeangebot machten. Dieses System war als «Mindersteigerung» bekannt. Nicht selten waren diese Kinder in ihren Pflegefamilien billige Arbeitskräfte, die so das niedrige Kostgeld ausgleichen mussten.

In Anlehnung an das Geld für Kost und Pflege wurden die fremdplazierten Kinder häufig auch «Kostkinder» genannt, so zum Beispiel im Kanton Basel-Stadt. In Zürich nannte man vom Almosenamt verdingte Kinder hingegen «Amtskinder». Eine andere Bezeichnung wiederum wurde von Jeremias Gotthelf gewählt; er nannte solche Kinder in seinem berühmtem Roman «Der Bauernspiegel» aus dem Jahr 1837 «Güterkinder». So gibt es mannigfache Bezeichnungen, die zum Teil auch regional unterschiedlich gefärbt sind.

Das System der Verdingung hatte sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts entwickelt, in ländlichen Gebieten, wo es im Unterschied zu Städten kaum Waisenhäuser gab.

Diese Menge an Begriffen für Pflegekinder illustriert, dass keine Übereinstimmung darin bestand, welches Kind in welchem Umfeld als Pflegekind bezeichnet werden sollte. Bis zu welchem Alter galt ein Kind als Pflegekind? In St. Gallen beispielsweise galten nur Kinder bis zum dritten Lebensjahr, die «des Erwerbes wegen in Pflege genommen wurden», als Pflegekinder und wurden von den Behörden in Kontrollgängen besucht. War ein Kind, das bei seinen Grosseltern aufwuchs, auch ein Pflegekind? Wurden Kinder, die nur zeitweise in einer fremden Familie lebten, auch als Pflegekinder wahrgenommen?

Diese Uneinheitlichkeit im Umgang mit fürsorgebedürftigen Kindern ist nicht zuletzt auf rechtliche Divergenzen zurückzuführen, die in der Schweiz bis heute noch bestehen. Lange Zeit war die Fürsorge für Kinder und Jugendliche privaten oder kirchlichen Kreisen überlassen und nur

wenig geregelt. Erst im 20. Jahrhundert begann der Staat sich allmählich der Frage der ausserfamiliären Erziehung anzunehmen. Im Zuge der Einführung des aus dem Jahre 1907 stammenden ersten Zivilgesetzbuches (ZGB) im Jahr 1912 und der dadurch erforderlichen kantonalen Gesetzgebungen und Regelungen, übernahmen die Behörden in Gemeinden und Kantonen schrittweise diese Fürsorgefunktionen. Aber erst durch die Pflegekinderverordnung PAVO im Jahr 1978 wurde das Pflegekinderwesen auf gesamtschweizerischer Ebene geregelt.

Zuvor war es allein die Sache der Gemeinden und Kantone, den Schutz von Pflegekindern rechtlich zu ordnen. Sie taten dies in äusserst unterschiedlicher Weise, und zum Teil wurde die rechtliche Lage fremdplazierter Kinder auch völlig vernachlässigt. In einigen Kantonen gaben Gesetze der Armenbehörde das Recht, Kinder aus unterstützten Familien wegzunehmen, sobald ihre Entwicklung als gefährdet betrachtet wurde. Kam es zu einer Fremdplazierung, übernahm die Armenpflege die Fürsorge und die Aufsicht über die Kinder. Diese beschränkte sich aber auf die von jener untergebrachten Kinder.

Um 1900 engagierten sich überdies rund 3'000 private Institutionen für Kinder und Jugendliche. Diese schier unendliche Zersplitterung der Kräfte verhinderte eine effiziente Hilfe und Aufsicht, und so manche Kinder, die es wohl am nötigsten gehabt hätten, fielen durch die Maschen der Fürsorge. Bis zur Einführung des Zivilgesetzbuches in der Schweiz im Jahr 1912 kannten nur drei Kantone Spezialgesetzgebungen in bezug auf das Pflegekinderwesen. Es waren dies Zürich (1893), St. Gallen (1896 und 1905) sowie Basel-Stadt (1906).

Im ZGB von 1907 selbst wurde das Pflegekinderwesen im speziellen nicht erwähnt. Gesetzliche Bestimmungen diesbezüglich sucht man vergeblich, und bis ins Jahr 1976 kam das Wort «Pflegekind» im ZGB gar nicht vor. Seit 1907 sahen zwar neueingeführte Kinderschutzbestimmungen die Wegnahme von Kindern aus ihren Familien vor, wenn wegen Verletzung der elterlichen Fürsorgepflichten eine dauernde Gefährdung des leiblichen oder geistigen Wohles, oder Verwahrlosung des Kindes drohte. Auch aus armenrechtlichen Gründen konnten Kinder aus unterstützten Familien entfernt werden, «die für eine gesunde Entwicklung ihrer Kinder eine Gefahr bedeuten können», was zu einem Anstieg der Fremdplazierungen führte. Waren die Kinder jedoch einmal in Pflegeverhältnisse verbracht worden, fehlten Massnahmen zu ihrem Schutz. Das Pflegekinderwesen blieb somit eine juristische Leerstelle im Zivilgesetz.

Erst die Einführung eines neuen Kindsrechtes im ZGB im Jahre 1976 eliminierte die rechtliche Zurücksetzung un- und ausserehelich geborener Kinder, der sogenannt «illegitimen» Kinder, gegenüber ehelich geborenen. Es lieferte daneben mit Artikel 316 die Grundlage für die Vereinheitlichung der Pflegekinderaufsicht. Der Bundesrat erliess die «Verordnung über die Aufnahme von Kindern zur Pflege und zur Adoption», kurz PAVO, die zusammen mit dem neuen Kindsrecht 1978 in Kraft trat. Diese mittlerweile über 30 Jahre alte Verordnung ist heute noch in Kraft, auch wenn sie in Fachkreisen längst als den heutigen Verhältnissen nicht mehr angepasst und veraltet gilt. Manche Kantone tun sich nach wie vor schwer mit der Umsetzung der Verordnungstexte in die Praxis und haben bisher keine verantwortliche Stelle für das Pflegekinderwesen geschaffen.

Die Geschichte von Pflegekindern und Verdingkindern gilt als trauriges Kapitel der Schweizer Sozial- und Fürsorgegeschichte, das bislang noch nicht adäquat erforscht wurde. Der schweizerische Bundesrat war im Jahr 2005 der Auffassung, dass «aus heutiger Sicht weder ein Bedarf noch eine hohe Dringlichkeit für eine breiterangelegte historische Studie zur Thematik der Fremdplazierung von (Waisen-)Kindern besteht». Wir können aber die Situation von Pflegekindern heute nur verbessern, wenn wir uns der geschichtlichen Hintergründe und der historisch gewachsenen Divergenzen der rechtlichen Situation von Pflegekindern bewusst sind. Geben wir den unzähligen Verdingkindern eine Stimme, den ihnen zukommenden geschichtlichen Platz und den ihnen geschuldeten und von ihnen verdienten Respekt!

Erst die Einführung eines neuen Kindsrechts im ZGB im Jahre 1976 eliminierte die rechtliche Zurücksetzung un- und ausserehelich geborener Kinder gegenüber ehelich geborenen.

MIRJAM HÄSLER, geboren 1978, studierte Geschichte an der Universität Basel und ist Autorin von «In fremden Händen. Die Lebensumstände von Kost- und Pflegekindern in Basel vom Mittelalter bis heute» (Basel: Verlag Schwabe, 2008).

Was uns heute skandalös erscheint, gehörte im 19. Jahrhundert zur Normalität: Massenarmut auf dem Land. Die Situationen der Familien, aus denen die Verdingkinder stammten, waren noch viel prekärer. Versuch einer historischen Kontextualisierung.

2 Die Armut damals auf dem Land war gross

Suzann-Viola Renninger im Gespräch mit Josef Mooser

Die Zitate von Verdingkindern stammen aus: Marco Leuenberger & Loretta Seglias (Hrsg.): «Versorgt und vergessen. Ehemalige Verdingkinder erzählen». Zürich: Rotpunktverlag, 2008.

«Der Kuhstall war mein Wohnzimmer»; «Arbeitete ich viel, bekam ich Schläge, arbeitete ich nicht, bekam ich auch Schläge»; «Und einfach immer dieser Hunger, dieser Hunger». Diese Aussagen dreier ehemaliger Verdingkinder können stellvertretend für viele stehen. Aus heutiger Sicht ist das Urteil rasch gefällt. Es stellt sich die klassische Frage der Nachgeborenen: Warum wurde nichts dagegen getan?

Um hier eine Antwort zu finden, muss man sich drei Konstellationen vor Augen führen. Zum einen die allgemeine Knappheit und die Härte des Lebens zu jener Zeit, und zum andern die besonders verschärfte Massenarmut in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Als Drittes kommt hinzu, dass im 19. Jahrhundert die Arbeit vorwiegend in den Familien stattfand. Die Arbeit in Unternehmen ist ein Produkt des Industriekapitalismus, der sich damals erst allmählich durchzusetzen begann. Die Relevanz der Folgen der familienwirtschaftlich organisierten Arbeit in Landwirtschaft und Heimindustrie für Europa wird heute immer wieder vergessen und stattdessen einseitig auf aussereuropäische Länder projiziert: die Kinderarbeit. Doch bis weit ins 20. Jahrhundert war sie auf dem Land auch in der Schweiz eine Selbstverständlichkeit. Ab dem Alter von 10 Jahren mussten die Kinder auf dem Hof mitarbeiten. Im sozialen und kulturellen Kontext der Familienwirtschaft war das eine Selbstverständlichkeit.

Sie meinen, da gliederte sich die Arbeit der Verdingkinder nahtlos ein?

Diese Kinder wurden gebraucht, als Arbeitskräfte, aber auch weil man Geld für ihre Aufnahme erhielt. Bezeichnenderweise nahm dieses Kostgeld mit zunehmendem Alter der Kinder fortlaufend ab. Es hiess, die Kinder könnten ja nun mehr selbst dafür arbeiten, dass sie in der Bauernfamilie Kost und Logis erhielten. Und das war wiederum für viele Pflegeeltern eine Einladung, die Kinder als Arbeitskräfte bis zum letzten auszubeuten. In dem Standardlehrbuch der Historiker und Sozialwissenschafter Christoph Sachsse und Florian Tennstedt findet sich über die Geschichte der Armen- und Sozialpolitik seit dem späten Mittelalter folgender Satz: «Die Geschichte der Armenfürsorge auf dem Land im 19. Jahrhundert ist weithin eine Geschichte der Grausamkeit.» Die grausame Situation der Verdingkinder ist ein Beleg dafür.

Grausam aus heutiger, oder auch aus damaliger Sicht?

Auch aus damaliger. Das hätte man schon vor mehr als 100 Jahren so schreiben können. Das Bewusstsein war vorhanden, und schon im späten 19. Jahrhundert gab es in den Städten eine Bewegung zur Reform der Armenpolitik. Man hatte entdeckt oder, richtiger, wiederentdeckt, dass es Armut nicht nur in den Städten, sondern auch auf dem Land gab. Und dass die Armenunterstützung hier viel geringer ausgebildet war als in den Städten, so gering, dass man davon sprach, sie sei menschenunwürdig.

Welche Folgen hatte diese Erkenntnis?

Eine Folge war die Neufassung der Armengesetze, insbesondere in der Organisation der Finanzierung der Armenunterstützung, etwa im Gesetz des Kantons Bern von 1897 mit einem Lastenausgleich der Kosten zwischen den Gemeinden und staatlichen Subventionen, die durch eine kantonale Armensteuer aufgebracht wurden. Daneben sind – im Rahmen der Professionalisierung der Armenpflege – Impulse zur Humanisierung im Umgang mit den Armen zu beobachten. Säuglinge und kleine Kinder etwa waren bis dahin oft schlichtweg verhungert oder an nicht weiter beachteten Krankheiten gestorben. Doch jetzt begann man, auch diese Kinder unter medizinischen Gesichtspunkten zu sehen und sich zu fragen, ob ihre Ernährung ausreichend sei oder ob sie an therapiebedürftigen Krankheiten litten. Daneben gab es aber weiterhin Prügelstrafen und die ganze

strukturelle Demütigung der Kinder aus den sogenannten anormalen Verhältnissen. Erste Humanisierungsschritte und Grausamkeiten existierten noch nebeneinander.

«Grundsätzlich kann ich die Leute nicht schlechtmachen. Sie kämpften auch ums Überleben», erzählt ein ehemaliges Verdingkind von seiner Pflegefamilie, das 1945 siebenjährig weggegeben worden war. Inwiefern stehen diese Grausamkeiten mit der extremen Armut der Landbevölkerung in Zusammenhang?
Seit dem 18. Jahrhundert war die ländliche Gesellschaft überwiegend eine Gesellschaft von Armen. Die Mehrheit der Bevölkerung waren keine hablichen Bauern, also Bauern mit zumindest so viel Landbesitz, dass sie davon ihre Familie ernähren konnten. Die Mehrheit lebte daher unter sehr prekären Umständen. Hinzu kamen periodische Schocks wie Teuerungen oder Ernteausfälle, die unmittelbar zu Hungersnöten führten. Die Verdingkinder waren Kinder, die aus noch prekäreren Verhältnissen kamen: Waisenkinder, Kinder aus zerbrochenen Familien, unehelich geborene Kinder, oder Kinder von Eltern, die so hilflos arm waren, dass sie ihre Kinder nicht ernähren konnten. Diese Kinder wurden daher in andere Familien plaziert, oft mit Unterstützung der Gemeinden.

Man muss aber die Folgen materiellen Notstands von sozialer Grausamkeit unterscheiden. Grausamkeit hat wohl immer eine soziale Dimension.

Doch warum gerade in Familien, die ebenfalls arm waren und kaum für die Kinder aufkommen konnten?
Die Familien erhielten für den elementaren Lebensunterhalt der Kinder ein Kostgeld. Und daher war die Aufnahme von Pflegekindern gerade für selber in prekären Verhältnissen lebende Familien attraktiv. Auch für viele alleinstehende, verarmte alte Frauen.

War die Plazierung von Kindern eine Funktion von Angebot und Nachfrage? Versuchten die Gemeinden, die Kinder dort unterzubringen, wo es am wenigsten kostete – und die armen Familien oder alleinstehenden Frauen versuchten, einander zu unterbieten?
Es war genau solch ein teuflischer Kreislauf. Er gipfelte in den Mindestversteigerungen, wie Jeremias Gotthelf sie 1837 im «Bauernspiegel» beschrieben hat. Die Kinder wurden auf dem Markt feilgeboten und demjenigen gegeben, der das geringste Kostgeld forderte. Das war nicht mehr weit von einem Sklavenmarkt entfernt.

Wie sah es mit der Schulpflicht der Verdingkinder aus?
Den Liberalen des 19. Jahrhunderts galten Bildung und Arbeit als die wesentlichen Mittel, aus der Armut herauszukommen. Der liberal geprägte Staat hat daher gegenüber den Armen nicht auf die Schulpflicht verzichtet. Mitte des 19. Jahrhunderts wurden private Vereine zur Armenerziehung gegründet, die darauf achteten, dass auch die Verdingkinder eine Schulbildung erhielten. Die Umsetzung der Schulpflicht war freilich ein mühsamer Prozess. Selbst wenn die Verdingkinder zur Schule gingen, waren sie oft von der Arbeit so erschöpft, dass viele kaum lesen und schreiben lernten. An die Erledigung von Hausaufgaben etwa war für sie kaum zu denken.

Warum fällt es uns aus heutiger Sicht so schwer, das Ausmass und die Gründe für die Grausamkeit zu begreifen?
Weil wir rasch aus den Augen verlieren, dass wir von einem sehr hohen Wohlfahrtsniveau her urteilen und daher übersehen, wie gross früher die Armut gerade auch auf dem Land war. Vieles, was wir heutzutage als grausam bezeichnen – Kinder, die hungerten, hart arbeiten mussten und keine Ausbildung bekamen –, war eine Folge der Armut.

Wollen Sie damit sagen, dass von grausamem Verhalten nur dann gesprochen werden kann, wenn es eine weniger grausame Alternative gegeben hätte? Dass also die Armut und ihre Folgen wie ein nicht zu verändernder Naturzustand hingenommen und daher nicht als grausam wahrgenommen wurden?
So können Sie das sehen. Die Wahlmöglichkeiten damals waren begrenzt. Zumindest die materiellen. Man muss aber die Folgen materiellen Notstands von sozialer Grausamkeit unterscheiden. Grausamkeit hat wohl immer eine soziale Dimension.

Worin äusserte sich solche Grausamkeit?
Etwa wenn die Verdingkinder anders behandelt wurden als die leiblichen Kinder. Wenn sie zur Weihnacht kein Geschenk erhielten. Oder während der Mahlzeiten nicht mit der Familie am Tisch sitzen durften. Oder weniger zu essen erhielten, obwohl genug da war. Noch ein zusätzlicher Punkt sollte bei unseren heutigen Urteilen nicht vergessen werden. Wir haben heute eine andere

Vorstellung von Kindheit und Jugend. Diese gelten uns als ein Schonraum, und ihr Ende fällt für gewöhnlich mit dem Zeitpunkt zusammen, zu dem ein Jugendlicher arbeitsfähig wird, ins Berufsleben eintritt oder eine höhere Ausbildung beginnt, also gegen Ende des zweiten Lebensjahrzehnts. Die Kinder auf dem Land hingegen mussten arbeiten, sobald sie physisch dazu in der Lage waren, also in der Regel spätestens mit 10 Jahren. Und damit endete die Kindheit. Überspitzt gesagt, waren die Verdingkinder in damaligen Augen häufig keine Kinder, sondern arbeitsfähige kleine Erwachsene. Kinderarbeit ist für uns heutzutage nur noch im Rahmen aussergewöhnlicher Umstände vorstellbar. Daher verbinden wir die Verdingkinder schnell mit Sklaverei. Im 19. Jahrhundert entsprach es der Normalität, dass die Kinder, alle Kinder, zur Erwirtschaftung des Lebensunterhalts herangezogen wurden.

Würden Sie so weit gehen, dass unsere gewohnten moralischen Kategorien und Urteilsverfahren nicht oder nur eingeschränkt auf die damalige Zeit angewendet werden können?

Nein. Das nun auch nicht. Denn der Umgang mit diesen Kindern darf umgekehrt nicht verharmlost werden. Allerdings gab es im Kontext der Armut der letzten Jahrhunderte eine grosse Härte im Umgang mit denen, die noch ärmer waren und einen Grad oder mehrere unterhalb des allgemeinen Knappheitsniveaus lebten. Darüber gab es immer wieder Empörung. Und – wenn auch erfolglose – punktuelle Revolten der ganz Armen. Erfolglos, weil sie einfach niedergeknüppelt wurden, wenn sie, vom Hunger getrieben, vor die Tore der Höfe kamen und um Brot bettelten. Auch die Kriminalität der Armen, etwa der Holzdiebstahl, war eine Folge der von ihnen als empörend empfundenen Situation.

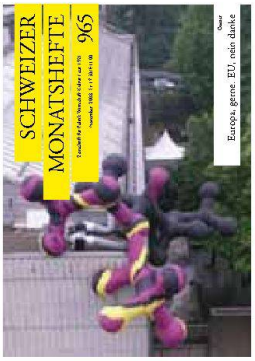
Wie äusserte sich die Empörung bei jenen, die selber nicht unter diesen Zuständen litten, also den Geistlichen, Lehrern, hablichen Bauern oder wohlhabenden Städtern?

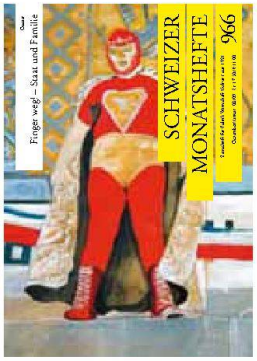
Bei diesen Gruppen äusserte sich die Empörung zunächst in einer sehr einseitigen Wahrnehmung der Armut. Es gehörte zu den Selbsttäuschungen des 19. Jahrhunderts, dass man Armut vor allem als ein Phänomen der wachsenden Städte wahrnahm und mit dem Industriekapitalismus in Verbindung brachte. Man pflegte die Vorstellung, dass auf dem Land die Armut nicht so ausgeprägt und die Verhältnisse in Ordnung seien. Daher setzten die Reformkräfte auch fast nur in den Städten an. Ein wesentliches Element war, dass die Chance auf Armenunterstützung an bestimme Herkunftsbedingungen geknüpft war, an das sogenannte Heimatrecht. Hilfe bekam man nur in der Herkunftsgemeinde, dort wo man geboren (oder heimatberechtigt) war, nicht am Aufenthaltsort. Die Landbevölkerung, die vor der ländlichen Armut in die Städte geflohen war, wurde im Fall der Unterstützungsbedürftigkeit daher kurzerhand wieder in ihre jeweilige Heimatgemeinde ausgeschafft. Erst später wurden – oft zäh umstrittene – Regeln für Ausgleichszahlungen zwischen Heimat- und Wohnortgemeinden geschaffen.

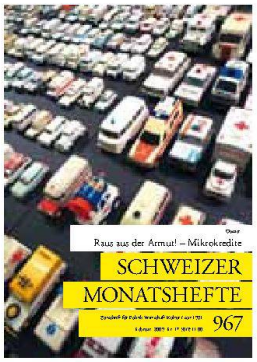
Hört sich alles recht hoffnungslos an. Wo sehen Sie als Historiker Ausgangspunkte für die Humanisierung, die später dann ja eingetreten ist?

Anfangs des 20. Jahrhunderts. Deutlich wird das etwa an der Unterscheidung zwischen würdigen und unwürdigen Armen, die sich zu jener Zeit zu ändern begann. Im 19. Jahrhundert war ein wesentliches Kriterium zur Beurteilung von Armut die Frage, ob der Arme arbeitsfähig war oder nicht. Ein Armer, der noch einigermassen bei körperlichen Kräften, aber nicht arbeitswillig war, galt als

Bestellungen unter www.schweizer-monatshefte.ch oder mit der Postkarte in der hinteren Umschlagklappe dieses Heftes.







ein unwürdiger Armer und wurde von der Unterstützung ausgeschlossen. Unterstützung konnten nur würdige Arme erwarten, und als solche galten arbeitsunfähige Arme, also arme Männer und Frauen, die krank, invalid oder alt und gebrechlich waren. Sie verloren aber mit der Unterstützung ihre politischen Rechte. Aufgrund der sozialpolitischen Reformen des frühen 20. Jahrhunderts wuchs das Bewusstsein, dass auch der Verlust von Arbeitsmöglichkeiten eine Ursache von Armut sein kann, für die der betroffene Mensch keine Schuld trägt. Arbeitslos gewordene Menschen verloren nicht länger ihre politischen Rechte. Auch wenn die materiellen Umstände grausam blieben, bedeutete die Ausschaltung solcher Diskriminierungsmechanismen auf der rechtlichen Ebene einen Humanisierungsschritt.

Der Fortschritt ist also eher durch Veränderungen in den Rechtsauffassungen angestossen worden und weniger über eine moralische Sensibilisierung?
Soweit man in der Armen- und Fürsorgepolitik überhaupt von Fortschritt reden kann, kommt er durch das Festschreiben von Rechten und durch den allgemein steigenden Wohlstand zustande. Die moralische Sensibilisierung ist dann die Folge der Sozialisierung in einem veränderten Rechtssystem. Die älteren Formen der Armenunterstützung hatten das Überleben zum Ziel. Die Armen sollten nicht verhungern und auch ein Dach über dem Kopf haben. Mehr nicht. Das war die materielle Norm des Unterstützungswesens, die als selbstverständlich angesehen wurde. Seit den 1960er Jahren wird die Sozialhilfe hingegen als eine Teilhabe am durchschnittlichen gesellschaftlichen Lebensstandard gesetzlich festgeschrieben. Dadurch werden wir sensibilisiert. Oder vielleicht auch nur gezwungen, die Armut mit anderen Augen zu sehen. In unserem Recht sind ja nicht selten demokratische Einsichten enthalten, die ein Grossteil der Bevölkerung nicht teilt.

Soweit man in der Armen- und Fürsorgepolitik überhaupt von Fortschritt reden kann, kommt er durch das Festschreiben von Rechten und durch den allgemein steigenden Wohlstand zustande.

Was war die Rolle der Kirchen?
Die Kirchen und Religionsgemeinschaften spielten normativ eine wichtige Rolle. Sie vertraten in Predigt und Lehre gewisse Mindeststandards für den solidarischen Umgang mit Armen und motivierten die einzelnen und die Gemeinden zur «Wohltätigkeit». Die Kirchen waren in der Armenpflege auch deswegen wichtig, weil sie in Form von Stiftungen ein gewisses Vermögen verwalteten, das zur Unterstützung der Armen eingesetzt werden konnte. Im 19. Jahrhundert haben neue Orden und Kongregationen in der katholischen Kirche und besondere Gemeinschaften in den protestantischen Kirchen Bedeutendes geleistet in der Bekämpfung der Armut. Aber diese Anstrengungen konzentrierten sich wiederum mehr auf die Städte als aufs Land, und die Mittel waren begrenzt. Die Kirchen taten sich auch schwer, die strukturellen Ursachen der Armut zu erkennen, wie das mehr oder weniger grosse Misstrauen in kirchlichen Kreisen nicht nur gegen die sozialistische, sondern auch gegen die christliche Arbeiterbewegung erkennen lässt. In der christlichen Wahrnehmung der Armen war zugleich auch ein fatalistisches Moment enthalten. Die Kirchen trugen so auch bei zu einer Mentalität, die sich mit der Situation arrangierte. Zum Umgang mit den Armen gehörte immer auch ein ziemliches Mass an Gleichgültigkeit.

Jede Gesellschaft hat ihre blinden Flecken. Wenn wir uns über die Verdingkinder empören, dann setzen wir uns damit aufs hohe Ross. Und laufen Gefahr zu vergessen, dass möglicherweise auch unsere Zeit ihre Verdingkinder hat. Vielleicht sind das die Kinderarbeiter in den Fabriken Asiens, vielleicht sind es die Kindersoldaten in Afrika. Wenn im 19. Jahrhundert ein Verdingkind verprügelt wurde, die Schreie weit über den Hof hinaus hörbar waren und der Nachbar dennoch nicht eingriff – lässt sich das parallelisieren mit unserer Gleichgültigkeit gegenüber den Leiden von Kindersoldaten und Kinderarbeitern in anderen Kontinenten, die uns die Massenmedien ins Wohnzimmer bringen?
Als Journalistin muss man solche Vergleiche ziehen. Sie zielen auf die spektakulären Fälle. Als Historiker muss ich das nicht. Als Historiker versuche ich, die Vergangenheit zu beschreiben, zu verstehen und zu erklären. Das ist schon schwer genug.

JOSEF MOOSER, geboren 1946, ist seit 1993 Professor für Allgemeine Geschichte des 20. Jahrhunderts an der Universität Basel.

Alle wollen nur das Beste für das Kind. Aber wer weiss es denn am besten: die Eltern, die Gesellschaft, die Kirche, der Staat?

3 Behördliches Besserwissen

Robert Nef

«Wir wissen schon, was gut ist für dich, und wir wissen es besser als du. Notfalls müssen wir es dir – natürlich in deinem eigenen Interesse – auch mit Gewalt beibringen.» Dieser pädagogische Gemeinplatz gehört zu den über Generationen und in den verschiedensten Kulturen tradierten Erfahrungen. Er hat sowohl Nutzen gestiftet als auch Leid verursacht. Ob dadurch der Jugend insgesamt mehr Gutes oder mehr Leid widerfahren ist, bleibt eine offene Frage.

Sicher ist, dass manche Massnahmen, wie etwa die Zwangsadoption und das Verdingwesen, die man heute generell als Übel betrachtet, mindestens «gut gemeint» waren. Was solche Massnahmen den künftigen Generationen «geschenkt» und was sie ihnen «geraubt» haben, lässt sich nur beantworten, wenn man als Alternative nicht den Idealzustand, sondern das nach den damaligen Randbedingungen realistischerweise Mögliche betrachtet.

Dabei müssen wir wissen: auch unsere heutigen Erziehungspraktiken und unser heutiges Besserwissen um das Wohl des Kindes dürften rückblickend einmal kritisch beurteilt werden. Ich zweifle nicht, dass viel von dem, was heute Eltern für «das Bessere» halten, sich eines Tages als «das Schlechtere» herausstellen wird. In noch höherem Masse gilt dies für das, was die zur Wahrung des Kindswohls und für das ganze Erziehungs- und Bildungswesen zuständigen Behörden – gegen den Willen des Kindes und oft auch gegen den Willen der Eltern – für «gut» halten. Denn «gut gemeint» ist bekanntlich das Gegenteil von «gut».

Unser individuelles und kollektives Engagement für das Kindswohl muss – wie alles über Generationen in verschiedensten Kulturen Tradierte – auf seine Gegenwarts- und Zukunftstauglichkeit geprüft werden. Und vor allem: wer ist denn jenes «Wir», das so gut weiss, was das jeweils «Beste» ist für jedes Kind ist? Die Eltern, die Gesellschaft, die Kirche, der Staat? Wie erwirbt sich dieses «Wir» das Wissen, wie bildet es den Willen im Hinblick darauf, was für alle jungen Menschen «gut» sei?

Nach der eingangs erwähnten, historisch und interkulturell tief verankerten pädagogischen Regel wird der Weg zur Mündigkeit und zur eigenen Elternschaft über eine Art wohlwollender Bevormundung gewährleistet. In den Sponti-Sprüchen der 68er tönte dies anders: «Sie wollten nur unser Bestes, aber gerade das gaben wir ihnen nicht.» Oder noch krasser: «Macht kaputt, was euch kaputt macht.»

Vor diesem Hintergrund mutet das noch von Goethe als Motto des ersten Teils von «Dichtung und Wahrheit» gesetzte, aus der griechischen Antike stammende Menander-Zitat tatsächlich wie ein Relikt aus einer pädagogisch unaufgeklärten Zeit an: «Der nicht geschundene Mensch wird nicht erzogen.» Die im übrigen auch im Christentum verankerte Meinung, der Mensch könne sich als zunächst ungebildete «bestia» in einer Welt voller Übel nur zurechtfinden, wenn er durch viele Leiden, bittere Erfahrungen und schliesslich durch Vorbilder auf den wahren Weg der Tugend geführt werde, ist seit Grimmelshausens «Simplicissimus» das Motiv zahlreicher Bildungs- und Entwicklungsromane. Wer sich in das teilweise erlebte und teilweise fiktive Jugendschicksal des Romanhelden Simplicius vertieft, wird das harte Leben von Verdingkindern im 19. und 20. Jahrhundert nicht mehr aussergewöhnlich finden. Denn es fällt auf, dass damals – möglicherweise unter dem Eindruck der überlieferten Leidensethik – das Unglück in der Jugend nicht als Keim eines verpfuschten Lebens gedeutet wurde, sondern als Voraussetzung von dessen Gelingen.

Die antike Weisheit «Durch Mühsal zu den Sternen» stand als pädagogische Maxime im Vordergrund, während heute die durch viel Empirie (und möglicherweise auch durch die selbsterfüllende Prophezeiung) gestützte Meinung vorherrscht, negative Jugenderlebnisse führten notwendigerweise zu einem Leben der Randständigkeit und dauerhafter Benachteiligung. Ein Blick in heutige Biographien könnte nahelegen, die Reihenfolge von Mühsal und Sternenglanz umzukehren. «O wonnevolle Jugendzeit», beginnt ein Studenten-

lied, und oft mündet der Lebensweg vom Glanz der Sterne einer unbeschwerten Jugendzeit in die Mühsal eines anspruchsvollen Eingespanntwerdens in eine komplizierte arbeitsteilige Gesellschaft. Kein Wunder, dass viele Jugendliche ihre Jugendzeit möglichst weit ins reifere Alter hinein verlängern wollen.

Die schwedische Reformpädagogin und Schriftstellerin Ellen Key hat am Anfang des 20. Jahrhunderts «Das Jahrhundert des Kindes» verkündet und ihr Buch allen Eltern gewidmet, «die hoffen, im neuen Jahrhundert den neuen Menschen zu bilden». Aufgabe der Erziehung sei es, so Key «das Kind mit Baumaterial für seine Persönlichkeit zu versehen, es dann aber selbst bauen zu lassen». Rainer Maria Rilke war von diesem Buch so begeistert, dass er sich zu einer Prophezeiung hinreissen liess: *«Das Jahrhundert wird zu den grössten gehören, wenn dieser Traum, in seinen ersten Tagen geträumt, in seinen letzten einmal in Erfüllung geht. Freie Kinder zu schaffen wird die vornehmste Aufgabe dieses Jahrhunderts sein.»*

Kann man «freie Kinder schaffen», ohne sich das Wissen anzumassen, «was für andere gut ist», ohne jenes Besserwissen also, das von Generation zu Generation bei den Eltern in mehr oder weniger subtilen Formulierungen Neuauflagen erlebt?

Damit hat der Dichter das Stichwort geliefert, das die Hoffnung auf einen pädagogischen Fortschritt bei der «Erziehung des Menschengeschlechts» dokumentiert und zugleich zu jenem Verhängnis beiträgt, das mit jeder Spielart des pädagogischen Machbarkeitswahns verknüpft ist. Kann man «freie Kinder schaffen», ohne sich das Wissen anzumassen, «was für andere gut ist», ohne jenes Besserwissen also, das von Generation zu Generation bei den Kindern und Jugendlichen immer wieder in Frage gestellt wird und bei den Eltern in mehr oder weniger subtilen Formulierungen Neuauflagen erlebt? Und was machen jene «freien Kinder» als Eltern mit der von ihren Eltern geschaffenen Freiheit? Ich erwähne hier nur die Schattenseiten der nicht immer erfolgreichen Jugendbefreiung: Drogensucht, Alkoholismus, Magersucht, Jugendgewalt.

Jede Epoche verurteilt die Pädagogik der vorangegangenen und ersetzt die alten Irrtümer durch neue. Trotzdem gibt es für jene, die sich historisch mit den Geschundensten der Geschundenen befassen, so etwas wie einen Fortschritt, und es wäre zynisch, wenn man vor dem Leiden der verdingten Kinder die Augen verschlösse. Die Aufarbeitung der Geschichte der sogenannten Verdingkinder öffnet den Blick für die Abgründe der «schwarzen Pädagogik» vergangener Zeiten und in das Elend jener Kinder, die aus finanziellen oder sozialen Gründen nicht in ihrer angestammten Familie aufwachsen konnten.

Dessen ungeachtet und wider unseren Zeitgeist bleibt zu bedenken: vielleicht hat man nur Schweres durch noch Schwereres ersetzt. Man neigt heute dazu, jene schweren Kindheiten mit heutigen Verhältnissen zu vergleichen und nicht mit den damals normalen Kindheiten von vollständigen Bauern-, Handwerker- und Arbeiterfamilien, die nahe am Existenzminimum lebten.

Die Selbstverständlichkeit einer frühen Mithilfe in Haus und Hof ist übrigens bis heute noch lebendig. Noch vor 20 Jahren sollen in den auf dem Land neu eingeführten Kindergärten, in denen gespielt, gesungen und gebastelt wurde, die Bauernkinder nach den ersten Tagen gefragt haben: «Wenn fangid mer jetzt entli a mit öppis werche?» Der Einbezug in den Arbeitsalltag sollte nicht nur unter dem Gesichtspunkt der «Entwürdigung» des Kindes gesehen werden; denn das Gefühl der Nützlichkeit ist ein ganz wesentlicher Bestandteil der Menschenwürde. Natürlich sollte das Hineinwachsen in die Arbeitswelt nicht als Überforderung erlebt werden, aber es schadet nichts, wenn wir uns heute gelegentlich fragen, ob es wirklich menschenwürdig ist, junge Menschen im Alter von 4 bis 24 Jahren aus der Arbeitswelt auszuschliessen und in Bildungsanstalten zu «kasernieren».

Es steht ausser Zweifel, dass das Verdingen von Kindern als jugendliche Arbeitskräfte gegen Kostgeld im Vergleich zum Aufwachsen in einer intakten Durchschnittsfamilie keine gute Lösung war. Aber was waren realistischerweise die Alternativen? Man muss bei der retrospektiven Kritik an dieser Institution das Augenmass wahren, und man sollte vor allem bereit sein, die heute praktizierte Mischung von elterlicher und staatlicher Kinderbetreuung in Frage zu stellen. Möglicherweise sind die kollektiven Fortschritte bei der Einsicht in das, was für alle Kinder gut ist, so wenig entwickelt wie das Wissen um ein kollektives Gemeinwohl, das staatlich weder hergestellt noch verordnet werden kann.

ROBERT NEF, geboren 1943, war bis 2008 Mitherausgeber und Redaktor der «Schweizer Monatshefte».

Wir war es damals wirklich? Einen Zugang bilden die Zeugnisse ehemaliger Verdingkinder. Ein Bericht über die allmähliche Verfertigung der Erinnerung beim Erzählen.

4 Die eigene Geschichte erzählen

Ueli Mäder & Heiko Haumann

Erinnerung formt sich im Gespräch. Das zeigen die über 250 Interviews, die wir im Rahmen des vom Schweizerischen Nationalfonds geförderten Projekts «Verdingkinder, Schwabengänger, Spazzacamini und andere Formen der Fremdplazierung und Kinderarbeit in der Schweiz im 19. und 20. Jahrhundert» durchführten. Methodisch folgten wir einem offenen, leitfadengestützten Gespräch. Im ersten Teil erzählten die Befragten von ihrem Leben. Manche gaben das, was sie schon häufiger berichtet hatten, in fast eingeübter Weise wieder; andere fühlten sich befreit, endlich sprechen zu können, und die Worte sprudelten aus ihnen heraus; wieder andere suchten nach einem Faden, nach den richtigen Ausdrücken, nach der Erinnerung. In diesem Teil war Nachfragen in der Regel nicht förderlich; hingegen erbrachte im zweiten Teil des Interviews, nach Abschluss der Erzählung, gezieltes Nachfragen eine Präzisierung der Aussagen.

Die Interviews dokumentieren, wie Menschen in Selbstzeugnissen ihrem Leben einen Sinn geben. Subjektive Deutungen entsprechen dabei nicht unbedingt den sozialen Wirklichkeiten. Sie vermitteln die Sicht ehemaliger Verdingkinder, die ihre Wahrheit erzählen. Diese Deutungen sind ebenso Wirklichkeit wie die sozialen Umstände, in denen die Verdingkinder lebten. Das Selbstverständnis der Verdingkinder veränderte sich im Laufe der Zeit nicht zuletzt durch Erfahrungen. Die Befragten vermittelten, wie sie das Erlebte in eine verständliche Ordnung brachten, ihr Schicksal erklärten und die Welt verstanden. Wenn wir diesem subjektiven Sinn auf die Spur kommen, öffnen sich Welten.

Der Quellenwert von Erinnerungen ist umstritten. Erinnerungen können trügen. Wollen wir Geschichten aus dem Blickwinkel Betroffener rekonstruieren, sind Erinnerungen jedoch erst einmal als «richtig» wahrzunehmen und dann – wie jede Quelle – kritisch zu prüfen. Dabei ist zu berücksichtigen: die Erinnerung an ein Geschehen verändert sich, wenn wir daran denken; Gefühle, die durch die Gesprächssituation entstehen, prägen die Darstellung; Assoziationen, die während des Gesprächs aufblitzen, lassen die Wiedergabe der Erinnerung manchmal wie eine Montage erscheinen; Medien, öffentliche Diskussionen, Normen und Werte beeinflussen das Denken – wie soziale Milieus, in denen die Befragten sich (und wir selbst uns) bewegen.

Bei den durchgeführten Interviews stellten wir fest, dass – jenseits individueller Besonderheiten – immer wieder ähnliche Themen auftauchten. Beispielsweise die fehlende Zuwendung durch Bezugspersonen; die häufige emotionale Beziehung zu Tieren; Gefühle der Diskriminierung und Zurücksetzung, die teilweise abgelöst werden durch ein Gefühl des Stolzes, es im Leben doch noch zu etwas gebracht zu haben; die hohe Bedeutung von Strafen und Gewalt, ebenso von sexuellem Missbrauch; Armut; der Stellenwert der Religion; die problematische Rolle von Vormündern und Behörden; ähnliche Überlebensstrategien.

Wenn wir das gesellschaftliche Umfeld berücksichtigen, das die Erinnerungsvorgänge beeinflusst, können wir besser ermessen, was einzelne Menschen erlebten und was sie in ihren Lebenswelten, Netzwerken, Handlungsräumen, Strategien und Deutungsmustern prägte. Beim Interview ist die Ebene der Erzählung (in der Gegenwart) von der Ebene des tatsächlich Erlebten und der Ebene der Sinngebung zu trennen. Zudem sind Schlüsselerlebnisse und biographische Wendepunkte herauszufiltern, von denen aus sich Erinnerungen interpretieren lassen.

Ein Schlüsselerlebnis wird etwa erhellt im Interview mit der 1938 geborenen Clara Bärnwart. Nach einem zehnjährigen Aufenthalt im Kinderheim wurde sie im Alter von vierzehn Jahren dem Vater zurückgegeben, der sich nach dem Tod von Clara Bärnwarts Mutter neu verheiratet hatte. Der Vater missbrauchte seine Tochter zwei Jahre lang sexuell, bis sie sich schliesslich zur Wehr setzte. Als der Vater die Vorwürfe abstritt, wurde er seiner Tochter vor dem Staatsanwalt gegenübergestellt. Dabei kam es zu einem einschneidenden Wendepunkt, als der Staatsanwalt für kurze Zeit aufstand und aus dem Fenster

* Aus: Flavia Grossmann, Martina Koch: «Erzählte Lebensgeschichten in der soziologischen Biographieforschung und der Oral History». Unveröffentlichte Seminararbeit, Universität Basel 2007.

** Aus: Sabina Mauron: «Interviewforschung. Der Erinnerungsprozess und die Narrationsanalyse am Beispiel der Selbstdarstellung eines ehemaligen Verdingkindes». Unveröffentlichte Seminararbeit, Universität Basel 2007.

blickte: *«Ich schaue zum Vater in diesem Moment und er zu mir, und dann sehe ich seine Augen und die Hände, mit denen er schnell ‹Bittibätti› macht [C. B. faltet die Hände], und ich hatte das Gefühl, dieser Mensch leidet wie ‹lätz› [wahnsinnig]. Und dann war es bei mir natürlich vorbei.»* Clara Bärnwart nahm alles zurück, denn: *«…das andere war für mich viel stärker, das Gefühl, er leide. Das, weil ich wusste, was das heisst, wenn man leidet, gell.»* Seit diesem Zeitpunkt ist ihr bewusst, dass ihr Leben unter dem «Leitmotiv» des Leidens steht, und sie interpretiert es vollständig danach; selbst Gefühle der Liebe sind für sie stets mit Leid verbunden. Aus dem Leiden entsteht zunächst ein Gefühl der Ohnmacht und Wehrlosigkeit, dann aber auch eine Überlebensstrategie, die ihr wieder Kraft gibt.*

Eine Methode, Erzählungen genau zu betrachten, besteht darin, das Interview in einzelne Einheiten aufzuteilen, ohne seinen Zusammenhang aus dem Auge zu verlieren. Strenggenommen folgen die Einheiten dem Textprotokoll. Sie werden zunächst für sich betrachtet, damit man offen bleibt für verschiedene Deutungsmöglichkeiten des Gesagten und nicht voreilig aus einem Gesamteindruck des Gesprächs interpretiert.

Jede Transkription ist bereits eine Interpretation. Damit diese den interviewten Personen gerecht wird, müssen eigenes Vorverständnis und eigene Assoziationen sowie die verwendeten Theorien und Methoden geprüft werden.

Insgesamt ist darauf zu achten, welche Bedeutung die jeweilige Gesprächseinheit für den Lebenslauf oder für die Selbstdarstellung hat. Nützlich ist dabei eine Untersuchung der sprachlichen Formulierungen. Entspricht beispielsweise der Wortschatz dem Alter und dem Milieu, in dem sich die befragte Person zum Zeitpunkt der Erzählung befand, oder verwendet sie Begriffe und Sprachstrukturen, die einer späteren Zeit entnommen sind und eher der eigenen Erklärung des Sachverhaltes dienen?

So antwortet Werner Bieri, geboren 1942, auf die Eingangsfrage, welche Umstände dazu geführt hätten, dass er als Verdingkind aufgewachsen sei, unter anderem, seine Eltern hätten sich scheiden lassen. *«Mein Vater wurde natürlich dazu verdonnert, Alimente zu bezahlen, oder? Er hat natürlich nie bezahlt, das ist klar, und wie gesagt, Kriegsjahre…»* Der Begriff «Alimente» und der Hinweis auf die «Kriegsjahre» deuten darauf hin, dass Werner Bieri hier nicht berichtet, was er unmittelbar erlebt hat, sondern dass er spätere Erklärungen heranzieht, warum es der Familie materiell so schlecht ging, um sich die Gründe verständlich zu machen. An anderen Stellen erzählt er hingegen mit dem Wortschatz eines Kindes, sehr direkt und sehr emotional.** Die Einteilung der Aussagen auf die einzelnen Ebenen kann ausserdem dadurch erleichtert werden, dass wir Anhaltspunkte wie Körperreaktionen, Tonfall – der zum Beispiel Ironie, Wut, Abwertung, Enttäuschung zum Ausdruck bringen kann –, Pausen, Stockungen oder immer wiederkehrende Redewendungen beachten. Dies bedingt allerdings eine Videoaufzeichnung des Interviews oder eine sehr genaue Transkription.

Die Analyse einzelner thematischer Blöcke in den Interviews versucht, Schritt für Schritt die eigene Interpretation im Prozess dieser Folgen zu prüfen und die Sinngebung der interviewten Person, ihre Wahrnehmungen und Sichtweisen nachzuzeichnen. Hinzu kommt das Bemühen, sich Vorgängen anzunähern, über die es dem Gesprächspartner schwerfällt sich mitzuteilen. Wenn wir zudem die äusseren Einflüsse einbeziehen, müssen wir auch beachten, ob die Befragten von Medienberichten, Publikationen und öffentlichen Diskussionen zum Thema gewusst haben. Etwas schwieriger wird die Interpretation, wenn es um die Verarbeitung konkreter Erlebnisse geht. Selbst wenn wir annehmen können, dass die befragte Person dicht am Geschehen berichtet, kann die Erinnerung trügen. Deshalb müssen wir weitere Quellen einbeziehen, beispielsweise Erzählungen anderer Fremdplazierter, oder Behördenakten.

Da die persönlichen Aussagen in einem Interview die Interviewenden emotional meist stark berühren, ist das Nachdenken über unser eigenes Selbstverständnis notwendig. Auch Interpretationen suchen nach Sinn. Und jede Transkription ist bereits eine Interpretation. Damit diese den interviewten Personen und ihren Erzählungen gerecht wird, müssen das eigene Vorverständnis, die eigenen Assoziationen, «Bilder» und Erinnerungen sowie die verwendeten Theorien und Methoden bewusstgemacht und geprüft werden. Nur indem wir uns auf diesen Prozess einlassen, gelangen wir zu einem möglichst umfassenden Verständnis der Menschen, die wir interviewen.

UELI MÄDER, geboren 1951, ist Professor für Soziologie an der Universität Basel.

HEIKO HAUMANN, geboren 1945, ist Professor für Osteuropäische und Neuere Allgemeine Geschichte an der Universität Basel.

Informationen zum Forschungsprojekt über die Verdingkinder finden sich unter www.verdingkinder.ch/schlussbericht.pdf

Kaum jemand hatte ein Auge für die Kinder, die zu den Bauern in Pflege gegeben wurden und dort für Kost und Logis hart arbeiten mussten. Suzann-Viola Renninger hat Walter Wegmüller, ein ehemaliges Verdingkind, in Basel getroffen.

5 Was ich erlebte, war doch ganz normal

Walter Wegmüller

«Den Hof reinigen, Kühe putzen, beim Grasen den Rechen ziehen; es gab immer genug Arbeit, um ein kleines Kind einzuspannen. Als mein erster Bauer Holz hackte, musste ich die Scheite zu einer überdachten Stelle an der Hauswand tragen. Ich stand neben ihm und hielt die Unterarme angewinkelt, damit er das Holz darauflegen konnte. Doch meine Arme wurden rasch müde. Er schlang mir ein Seil um den Hals, befestigte daran meine Handgelenke, damit die Arme nicht immer wieder nach unten fielen und er aufladen konnte. Doch auch mein Hals konnte die Last nicht halten, mein Kopf kippte nach vorne, und wieder lagen die Hölzer am Boden. Da schlug er mich grün und blau.

Mein erster Bauer war ein armer Siech, der keinen eigenen Hof besass, sondern ihn nur gepachtet hatte. All diese Kleinbauern waren doch ganz arme Hunde, die von den Grossbauern und den Adelsleuten unterdrückt wurden. Sie mussten neben ihrer Kleinbauerei noch auswärts arbeiten, und da ist es ihnen oft übel ergangen. Ein Grossbauer verfügte über mehr Land, der nagte nicht am Hungertuch. Der hatte Schweine, die er schlachten konnte und dazu Hühner auf dem Hof. Der Kleinbauer hatte das alles nicht. Selbst wenn er mal ein Schwein besass, dann musste er es verkaufen, um an etwas Geld zu kommen, er konnte es sich nicht leisten, es selbst zu schlachten und zu essen.

Die ersten vier Jahre meines Lebens verbrachte ich im Kinderheim. Während der Kriegszeit, bis 1941. Verwöhnt worden bin ich dort nicht. Einige der Schwestern haben zugeschlagen, schnell wie der Blitz. Die legten die Kinder, wenn sie etwa das Bett genässt hatten, kurzerhand über ein Rednerpult und verprügelten sie. Es gab jedoch eine Schwester, die war gut zu mir. Sie rieb, wenn mich der ganze Körper schmerzte, die Wunden mit irgendeiner Salbe ein. Und wenn ich nachts wimmerte und Krämpfe in den Beinen hatte, dann nahm sie mich hoch und ging mit mir auf dem Arm umher. Sie stellte sich vor die geschlossenen Fensterläden und zeigte mir durch die herzförmigen Öffnungen die Rehe draussen auf den Feldern. Dort grasten manchmal bis zu 20 Tiere im sich ankündigenden Taglicht. Dieser Anblick beruhigte mich und ist bis heute in meinem Gedächtnis, als ob es gestern erst gewesen wäre.

Als ich vier Jahre alt war, wurde ich eines Tages gerufen, und vor mir stand eine fremde Frau. Eine Schwester sagte zu mir: ‹Schau, dies ist Deine Mutter. Sie ist hier, um Dich zu holen.› Das Kinderheim war in Frutigen, und auf dem Weg nach Aegerten bei Biel kamen die Frau und ich über Bern, wo wir beim Bärengraben eine Pause einlegten. Die Mauer vor dem Graben war höher als ich. Daher kletterte ich hinauf, um mir die Bären anzuschauen. So fing ich mir meine erste Ohrfeige ein. In diesem Moment spürte ich deutlich: ‹Diese Frau ist nicht meine Mutter.› In den nächsten Jahren sagte sie mir zwar immer wieder: ‹Ich befehle, und Du hast zu gehorchen. Denn ich bin Deine Mutter.› Doch ich wusste immer, dass das nicht stimmte.

Meine Bezugspersonen waren die Kühe. Ich sprach und spielte mit ihnen. Oft versteckte ich mich hinter den Bäumen. Eine der Kühe, sie hiess Gamine, kam dann und suchte mich. Unser Hof lag etwas abgelegen, oft stand ich auch auf einem Hügel und blickte zum Nachbarshof, beobachtete dort den Tagesablauf und schaute den Kindern aus der Ferne beim Spielen zu. Ich war damals fünf Jahre alt.

In etwa einem Kilometer Entfernung kampierte eine Zigeunerfamilie mit ihren Wägen. Manchmal, wenn der Bauer mich prügelte und ich aus Angst schrie, konnte ich weglaufen. Ich rannte dann über die Wiese, wo ich so oft mit den Kühen Verstecken spielte, rannte weiter hinauf zu diesem Zigeunercamp. Die Angst trieb mich dorthin. Ich hätte auch zu einem Bauern rennen können, der wäre näher gewesen. Doch rannte ich immer gleich zu den Zigeunern. Auf der Treppe vor der Tür eines Wagens stand jedesmal eine Frau mit verschränkten Armen. Sie hatte den bösen Blick. Sie schrie mich an: ‹Warum heulst Du denn so?› Da hörte ich auf und schaute sie an.

Denn ich wusste, jetzt folgt noch etwas. Und sie begann gellend zu lachen. Da begann auch ich jedesmal so zu lachen, dass ich alles vergass. Auf diese Weise nahm mir die Zigeunerin die Angst und die Schmerzen.

Gründe, mich zu verprügeln, gab es immer. Etwa wenn ich etwas Schweinefutter aus den Säcken holte und dabei erwischt wurde. Ich hatte ja immer Hunger. Immer. Mein Bauer schleppte mich dann im guten Glauben, dass die Nachbarschaft nichts mitbekommen würde, in einen Schuppen, schloss die Türen, verstopfte die Fenster mit leeren Säcken, legte mich über ein Fass und schlug zu. Die Nachbarn hörten mich dennoch, denn ich schrie unglaublich laut. Nicht, weil ich wollte, dass sie aufmerksam werden sollten. Ich schämte mich ja. Sondern aus Not und Angst, es war meine Art, mich körperlich zu wehren. Ich schrie auch auf dem Feld, wenn ich auf dem Boden lag während der Bauer seinen Fuss auf meinen Kopf gestellt hatte und zuschlug. Ich schrie und zählte die Ameisen. Die Bauersfrau griff niemals ein. Erst wenn der Bauer von mir abliess, lief sie mir hinterher. Mit einem Schnapsglas und einen Stück Stoff in der Hand, um meinen offenen Rücken zu versorgen. Das hat so gebrannt, da bin ich dann immer gleich ein zweites Mal bewusstlos geworden.

Gründe, mich zu verprügeln, gab es immer.
Wenn ich etwas Schweinefutter aus
den Säcken holte und dabei erwischt wurde.
Ich hatte ja immer Hunger. Immer.

Man wird ja schlau, wenn man sich auf solch einem Minenfeld bewegt. Ich entwickelte einen speziellen Spürsinn, wann der Bauer wieder losschlagen würde. Wenn er etwa im Dorf von den Grossbauern gehänselt worden und besoffen war, dann war es besser, nicht in seine Nähe zu kommen. Eines Tages fiel mir auf, dass er kein Blut sehen konnte. Daher ritzte ich mich immer dann, wenn er wieder in Prügellaune war, irgendwo am Finger oder sonstwo am Körper und schmierte das Blut gut sichtbar auf meinen Kopf. Wenn er das Blut dann dort sah, war er zufrieden und musste nicht mehr prügeln.

Intelligenz hatte der Bauer wahrscheinlich schon. Aber es fehlte das Geld, um sie zu nutzen. Und daher soff er. Ihm ging es nicht gut. Das waren ja dramatische Umstände damals. Für viele, nicht nur für ihn. Doch wo lud der Bauer die Aggressionen ab? Beim Vieh und dem Verdingknaben. Also bei mir.

Viele, viele Jahre später, meine eigenen Kinder waren schon gross, bin ich zusammen mit meiner zweiten Frau wieder an diesen Ort zurückgekommen und habe meine damaligen Nachbarn besucht. Waren die überrascht, als das ehemalige Verdingkind auftauchte! Der alte Nachbar lebte noch, und ich fragte ihn, ob er mich damals nicht gehört hätte, wo ich doch so gellend geschrieen hätte, dass mir von diesem Training bis heute eine kräftige Stimme geblieben sei. Er antwortete mir, dass er nichts hätte unternehmen können, hätte er doch auf sich und seine Familie schauen müssen. Er hatte sein eigenes Drama, hatte es auch nicht leicht. Zum Abschied schenkte er uns eine Flasche Birnenschnaps mit den Worten: ‹Wir konnten uns nicht für Dich wehren. Du musst uns verstehen.› Ach, die hatten alle solche Probleme zu jener Zeit.

Vielleicht erzählte irgendein Nachbar oder sonstjemand schliesslich doch etwas. Denn eines Tages, ich war neun Jahre alt, kam mein Vormund. Sonst sah ich den immer nur einmal im Jahr – ich war sein 49. Mündel – und er fragte dann: ‹Walterli, wie geht es Dir? Sicher nicht schlecht. Schön hast Du es hier.› Dabei war ihm das doch vollkommen egal, er schien nicht zu sehen, dass ich spindeldürr und mein Körper von oben bis unten vernarbt war. Diesmal aber musste er sich wohl oder übel genauer mit mir beschäftigen und fragte: ‹Walterli, wenn Du von hier weggehen könntest, wohin würdest Du am liebsten gehen?› Ich schaute auf die weissen Berggipfel, die ich hinter dem Wald leuchten sah und antwortete: ‹Dorthin. Dort hinauf möchte ich.› Kurz darauf wurde ich einen VW gesetzt und weggebracht.

Der neue Bauer war gar nicht so schlecht. Er war ein Grossbauer, hatte sogar ein Telefon. Seine Kinder waren schon draussen und studierten. Er war im Gemeinderat, kein Dummkopf also. Doch bei der Bäuerin, bei der musste ich aufpassen. Sie besass einen falschen Charakter und schlug gerne zu. Oft strafte sie mich, indem sie mich länger arbeiten liess oder mir das Essen entzog. Es war wohl System; die Verdingkinder sind immer auf einem bestimmten Niveau gehalten worden, über das sie nicht hinauskamen. Ob am Morgentisch oder beim Nachtessen, ob im Stall oder auf dem Feld, immer wurden wir anders als alle anderen behandelt. Ich kam mir wie ein spezielles Wesen vor, irgendetwas zwischen Mensch und Tier, das eine Kraft hatte, an der der Bauer

interessiert war und die er ausnutzte. Eine komische Welt.

Oft musste ich jäten und auf dem Acker zwischen den Kartoffeln das Unkraut aus dem Boden reissen. Auf allen vieren kroch ich dann durch die Furchen, Stunde um Stunde, Tag um Tag. Es war sehr mühselig, und die Sonne brannte mir auf den Rücken. Und wenn ich so in den Ackerfurchen kroch, langsam wie eine Schnecke vorwärtskam, betrachtete ich die Farben der Erde, wie sie sich im Laufe des Tages im Sonnenlicht veränderten. Ich beobachtete Licht und Schatten, die Käfer und anderen kleinen Tiere. Ich spürte den Wind und hörte all die verschiedenen Vögel in der Ferne. Und da passierte es, dass ich plötzlich weg war, eins war mit den Pflanzen, den Käfern, den Vögeln, dem Wind, dem Licht und dem Schatten. Ich erkannte in diesem Augenblick, wie unendlich schön die Natur ist. Ich fühlte mich wie im Paradies, spazierte darin – ganz leicht – nach Herzenslust herum. Ich weiss nicht, wie lange. Ich vergass die Zeit. Doch plötzlich wurde ich wieder schwer und überschlug mich, fiel hart auf die Erde. Der Bauer hatte mich ertappt, hatte sich durch das hohe Kartoffelkraut angeschlichen und mir einen Tritt in den Hintern versetzt.

In die Schule ging ich in den Mistschuhen. Zuvor hatte ich die Stallarbeit erledigt, ich war dort immer der erste, stand schon um vier Uhr am Morgen auf. Ich brachte bis zu 200 Liter Milch in die Käserei – der Hund half mir, den Karren zu ziehen –, kam mit der Molke wieder zurück, erledigte die restliche Arbeit im Stall und mistete. Erst danach war Zeit für die Schule. Ich kam immer zu spät. War das jedesmal ein Theater! Im Berner Oberland waren die Verdingkinder in der Schule die schwarzen Schafe. Wen wundert das; wir stanken in unseren alten Lumpen, sahen aus, als ob wir direkt vom Misthaufen kämen, was ja auch so war. Haarewaschen, Nägelschneiden, Zähneputzen. Das gab es für uns alles nicht. Als ich – noch beim ersten Bauern – eine Zahnbürste aus der Schule mit nach Hause brachte, da brach er sie entzwei und sagte: ‹Geht's eigentlich noch? Hier werden sicher keine Zähne geputzt!›

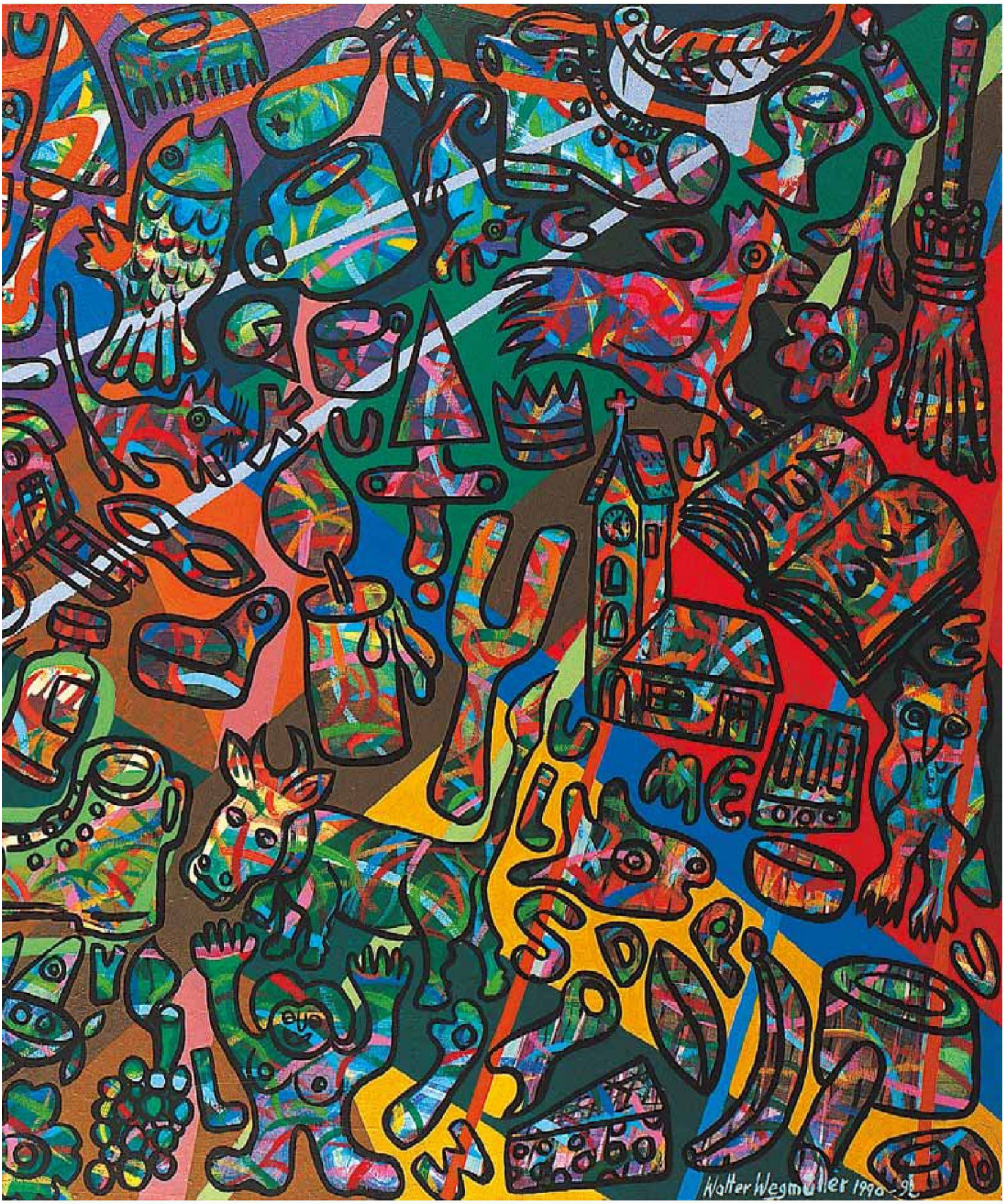
Die Lehrer waren ein spezielles Pack. Die haben uns Verdingkinder benutzt, um ihre Macht zu demonstrieren. Um vorzuführen, wie gut sie prügeln konnten. Den anderen Bauernkindern, denen ging es gut. Die brachten ja auch immer etwas mit: Käse, Schinkenspeck, Würste. Die konnten noch so blöd sein, die bekamen gute Zeugnisse. Ich war immer schlecht in der Schule, ausser im Zeichnen und Geschichtenerzählen. Nach der sechsten Klasse bin ich von der Schule gegangen, konnte kaum lesen, schreiben oder rechnen. Wie hätte ich es auch lernen sollen! Hausaufgaben konnte ich nie machen, ich musste ja nach der Schule gleich in den Stall oder aufs Feld. Nicht auszudenken, was passiert wäre, wenn ich gesagt hätte, ich müsse jetzt erst die Aufgaben erledigen. Das mag alles sehr dramatisch klingen, dabei war es ganz normal, was ich so erlebte. So erging es doch vielen. Da hat sich niemand weiter drum Gedanken gemacht.

Vor allem ein Lehrer in der Schule quälte und prügelte mich ständig. Vielleicht wollte er mir dadurch die Dummheit aus dem Kopf treiben. Als ich eines Tages vor der Tafel stand, schlug er wieder einmal meinen Kopf hart daran und gab mit dem Ellenbogen noch eins hinterher. Darauf trat ich ihm mit meinem Mistschuh in den Hintern. Das war gar nicht so leicht, denn ich war ja klein und er gross. Ich verlor dabei das Gleichgewicht, fiel um, stand jedoch sofort wieder auf und lief wieselflink weg. Ich kam nicht mehr zurück, ich schwänzte die Schule und ging stattdessen in den Wald. Das machte ich vierzehn Tage so. Statt in die Schule, ging ich in den Wald zu den Tieren. War ich glücklich dort!

Und einmal passierte es, dass ich plötzlich weg war, eins war mit den Pflanzen, den Käfern, den Vögeln, dem Wind, dem Licht und dem Schatten. Ich erkannte in diesem Augenblick, wie unendlich schön die Natur ist.

Doch als ich am fünfzehnten Tag nach Hause kam, frage mich der Bauer, was ich heute in der Schule gemacht hätte. Da wusste ich, dass er es rausbekommen hatte. Denn so etwas hatte er zu mir bisher noch nie gesagt. Kurz darauf kamen vier Männer in einem VW angefahren: mein Vormund, ein Psychiater, ein Polizist und eine Person von der Behörde. Ich dachte, es sei jetzt so weit, dass ich ins Gefängnis komme.

Die vier befragten mich, wollten wissen, warum ich nicht in die Schule gegangen sei. Schliesslich erzählte ich ihnen von dem Lehrer, wie er mich geprügelt und gequält habe, und wie er mich etwa an den Haaren genommen – ich war ja so leicht –, hochgehoben, geschüttelt und wieder auf den Boden habe fallen lassen Dabei hatte er mir jedesmal einen Büschel Haare ausgerissen, den ich aufgehoben und in meinen Schultornister



«Die Schaukel», Mischtechnik auf Leinwand, 300 x 150 cm, 1992

gelegt hatte. Bald hatte ich so viele beisammen, dass es für eine Perücke gereicht hätte. Die vier meinten, es seien Lügen, als sie das hörten. Da lief ich in meine Kammer und holte aus meinem Tornister die Haare, die ich in eine Zeitung eingeschlagen hatte. Der Psychiater schaute alles genau an und sagte nach einer Weile: ‹Es stimmt, was der Bub erzählt. Die Haare sind ausgerissen.› Und so kam es, dass sie mir glaubten. Zu dem Lehrer musste ich nicht mehr zurück.

Der VW verfrachtete mich in eine Jugendanstalt in der Nähe von Bern. Jeden Morgen, wenn wir den Parcours entlang dem Zaun laufen mussten, habe ich nach Löchern gesucht. Ich war so mager und klein, dass ich eines morgens durch eines durchschlüpfen und fliehen konnte. Doch schon am Abend schlich ich wie ein räudiger Hund zurück und bin durch das Loch wieder hineingeschlüpft. Ich wurde verprügelt und eingesperrt.

In diesem Heim gab es einen Psychiater, der einen Bericht über mich schreiben sollte. Wahrscheinlich der Grund, warum ich dorthin gebracht worden war. Der Psychiater nahm mich mit in sein Zimmer. Dort befahl er mir, mich auf seinen Schreibtisch zu setzen, und er rückte in seinem weissen Kittel mit seinem dicken Bauch nah an mich heran, einen schwarzen Stift mit goldener Mine in der Hand. Ich musste die Beine spreizen, er drängte sich dazwischen, stützte die Arme auf meine Beine, schaute mir in die Augen und sagte: ‹So Walter, jetzt machst Du das, was ich Dir erzähle. Alles, was Du nicht machst, bekommt Dir nicht gut. Denn dann musst Du hier noch viel länger bleiben.› Er trat zurück und befahl: ‹Zieh Dich aus. Komm runter vom Tisch und zieh Dich aus.› Widerwillig rutschte ich herunter. Ich wusste, dass etwas nicht stimmte. Es muss einen Selbsterhaltungstrieb geben, der einen in solchen Momenten informiert. Sehr langsam begann ich die Schuhbändel zu lösen und erhielt die erste Ohrfeige. Er herrschte mich an: ‹Das geht auch schneller!› Da zog ich die Schuhe schneller aus und dachte, ich könne ja bei den Socken wieder verlangsamen. Doch er befahl: ‹Und jetzt komm wieder auf den Tisch!› Als ich dort sass, verlangte er: ‹Lass die Hosen runter!› Doch ich liess sie nicht runter. Ich liess sie nicht runter. Er schlug zu, wollte, dass ich die Beine wieder spreizte und sagte: ‹Wenn Du es nicht schaffst, ich schaffe es.› Dann öffnete er mir die Hosen. Doch ich sprang wie ein Wiesel vom Tisch. Ich wehrte mich.

Ich musste mich auf seinen Schreibtisch setzen, und der Psychiater rückte in seinem weissen Kittel mit seinem dicken Bauch nah an mich heran, einen schwarzen Stift mit goldener Mine in der Hand.

Er schaffte es nicht. So musste ich alle meine Sachen zusammensuchen und wurde in mein Zimmer eingesperrt. Am Abend erhielt ich nichts zu essen. Monate später kam wieder der VW, und bald darauf war ich bei einem neuen Bauern in einem anderen Dorf, wo ich eine andere Schule besuchen konnte.

Gut lesen und schreiben lernte ich nicht mehr; denn bald darauf musste ich die Schule verlassen. Meine Vormundschaft wollte, dass ich beim Bauern bleiben und diesen Beruf auf Dauer ausüben, selber zum Kleinbauern werden sollte. Doch ich äusserte den Wunsch, Kunstmaler, Dekorateur oder Graphiker zu werden. Dabei wusste ich gar nicht genau, was das war. Ich war nur schon immer gut im Zeichnen gewesen. Hatte mir Bilder und Muster angeschaut und gezeichnet, wann immer es möglich war. Das war das einzige, was ich konnte. Ich spürte vage, dass diese Berufe etwas damit zu tun hätten.

Ich kämpfte und wehrte mich so lange, bis der Vormund aufgab, nicht länger darauf beharrte, mich bei den Bauern zu lassen, und mir eine Lehrstelle bei einem Malermeister besorgte. Dort war ich der der 42. Lehrling, und ich hatte es dort gut. Ich besuchte die Gewerbeschule, und mein Lehrmeister stellte seinen Vorarbeiter mehrmals in der Woche ganze Tage ab, damit er mir half, Schreiben und Rechnen und alles andere zu lernen, was ich für meinen Abschluss brauchte. Das hatte nichts mit Liebe zu tun, sondern mit Ausbildung; denn die hatten gemerkt, dass ich Talent hatte. Ab dieser Zeit habe ich immer gezeichnet, Bilder gemalt und Skulpturen gemacht. Bis heute. Inzwischen bin ich kein Baumaler mehr, der Särge mit Holzdekor bemalt, sondern ein Kunstmaler, der Bilder auf die Leinwand schreibt. Ja, schreibt, den ich bin eigentlich ein Schreiber.

Soviele Jahrzehnte habe ich dies alles verdrängt. Zeitweise habe ich geblufft, habe mich aufgespielt und brandschwarz gelogen, dass ich aus einer wohlhabenden und einflussreichen Familie sei. Ich hatte Angst, dass ich sonst niemand gewesen wäre. Das ist jetzt nicht mehr so. Inzwischen bin ich über 70. Das ändert manches.»

aufgeschrieben von Suzann-Viola Renninger

WALTER WEGMÜLLER, geboren 1937, wuchs als Verdingkind bei verschiedenen Bauern im Seeland und im Berner Oberland auf. Nach der Schule absolvierte er eine Lehre als Maler, Tapezierer und Schriftenmaler. Bis 1975 war er weltweit viel auf Reisen, verdiente sein Geld als Strassenmaler und Schmuckmacher und widmete seine Zeit mehr und mehr dem künstlerischen Arbeiten. Walter Wegmüller lebt in Basel, wo sich auch sein Atelier befindet, das einen Teil seines umfangreichen Werkes beherbergt.

Wenn Kindern das Kindsein gestohlen wird: diese Erfahrung prägt sie ein Leben lang. Warum zerbrechen die einen daran, während die anderen den Bruch später überwinden? Ein Erklärungsversuch. Und eine persönliche Geschichte.

6 Mein Grossvater, ein Verdingkind

Markus Fäh

Leider habe ich meine Grossväter nie kennengelernt. Beide starben vor meiner Geburt. Der eine – Dorflehrer – ertrank im Bodensee, als das Eis in der Eschenzer Bucht einbrach, während er seine eislaufende Schulklasse beaufsichtigte; der andere schlief nach dem Mittagessen friedlich für immer ein. Letzerer, der Vater meiner Mutter, war ein Verdingbub.

Er war das fünfte von acht Kindern und acht Jahre alt, als seine Mutter bei der Geburt des Jüngsten starb. Ein Jahr später ertrank sein Vater in der Thur, man munkelte von Selbstmord aus Verzweiflung über sein Schicksal. Mein Grossvater kam für ein Jahr in ein Waisenhaus, dann wurde er zu einem Bauern verdingt. Nach seinen Verdingjahren arbeitete er zunächst als Knecht und Melker und fand schliesslich eine Stelle als Hilfsarbeiter in einem Kantonsspital, wo er meine Grossmutter kennenlernte und mit ihr drei Kinder hatte. Er war ein stiller und sanfter Mann. Er war stolz, dass seine älteste Tochter – meine Mutter – ihre Berufslehre mit Bestnoten abschloss und erzählte das im ganzen Spital herum. Sein Lohn war dürftig, meine Grossmutter musste ebenfalls arbeiten, damit die Familie – es gab noch zwei Kinder aus ihrer ersten Ehe – durchkam.

Meine Grossmutter war eine kontaktfreudige resolute Person, an die ich mich gerne erinnere – sie starb, als ich zwölfjährig war –, und hatte zuhause die Hosen an. Grossvater gab ihr den Lohn ab und verstand nie, warum das Geld trotz harter Arbeit nie reichte. Meine Mutter erzählte von den Streitereien ums Geld und wollte in unserer Familie nie solche Diskussionen. Sie war das Lieblingskind ihres Vaters, mit den Brüdern sei er weniger gut klargekommen. Wenn sie aufbegehrt hätten, sei oft der Vorwurf zu hören gewesen: «Wenn ihr es so hart gehabt hättet wie ich...»

Ich hätte meinen Grossvater gerne kennengelernt und mit ihm über seine Kindheit gesprochen. Wenn ich diese Zeilen schreibe, fühle ich einen gewissen Stolz. Er hat es trotz seiner schweren Kindheit geschafft, sein Leben zufrieden zu meistern. Er war fähig zu lieben, zu arbeiten und zu geniessen, nach Sigmund Freud, dem Begründer der Psychoanalyse, die Grundbausteine seelischer Gesundheit.

Warum zerbricht ein Mensch an den Folgen des Verdingkindertraumas, während ein anderer den Bruch verkraftet und überwindet? Ein Kind braucht Liebe, Anerkennung seiner selbst als unverwechselbare Person mit eigenen Bedürfnissen und Wünschen, eine überdauernde sichere Bindung zu mindestens einer zuverlässigen und liebevollen Bezugsperson, eine verständnisvolle, unterstützende und realistische Erziehung und eine seinen Fähigkeiten entsprechende Ausbildung, damit es beim Eintritt ins Erwachsenenleben eine faire Chance hat, in der Gesellschaft zu bestehen.

Verdingkindern hat man dies alles gestohlen, in mehr oder weniger grossem Umfang. Man hat sie des normalen kindlichen Privilegs beraubt, für den Lebensunterhalt nicht selbst aufkommen zu müssen. Man hat sie zu einer Art Taglöhner gemacht, auf Gedeih und Verderb der Willkür in den Bauernfamilien ausgeliefert, bei denen sie wohnen und arbeiten mussten. Einigen ging es recht gut und sie wurden abgesehen von der ökonomischen Ausbeutung – ihre Arbeitsleistung ging weit über den Gegenwert von Kost und Logis, die sie genossen, hinaus – fair behandelt. Andere traf es härter, sie wurden gedemütigt und verspottet, von den eigenen Kindern der Bauernfamilie separiert, mussten im Stall schlafen, wurden vom Schulbesuch oft abgehalten, in schlimmen Fällen seelisch und körperlich misshandelt und sexuell missbraucht. Sie lernten in vielen Fällen eine für ihre Entwicklung verheerende Lektion: du bist nichts, du kannst nichts, aus dir wird nichts!

Damit ist der Kern des Verdingskinder-Traumas umrissen: Kinder wurden zu Dingen, zu Gebrauchsgegenständen, gemacht. Sie wurden behandelt, als hätten sie keine Seele, als seien sie Haustiere oder Arbeitsgeräte. Damit wurde der

Kern der Person verletzt. Wir alle brauchen vom ersten Atemzug an andere verlässliche und liebevolle Beziehungspersonen, die sich für unsere unverwechselbaren Eigenschaften interessieren und uns achten. Fehlt eine solche Umgebung, kann ein Mensch kein gutes Selbstbild entwickeln.

Es fehlt ihm die innere sichere Basis, auf der er sich entwickeln und eigene Leistungen hervorbringen kann. Er hat kein Vertrauen in sich und die Umwelt, er wird nicht die nötige Unerschrockenheit haben, ins Leben aufzubrechen und selbstbewusst seine Fähigkeiten einzusetzen. Er zweifelt daran, liebenswert und als Mensch einzigartig zu sein. Wegen seiner tiefen Verunsicherung wird er im Leben scheitern, oder er wird seine Beschädigung durch eine Fassade von äusserer Härte überspielen, aber selber kaum vertrauensvolle und gute Beziehungen entwickeln können.

Mein Grossvater ist nicht daran zerbrochen, dass man ihm die Hälfte seiner Kindheit gestohlen hat. Aus einem Verdingbuben ist ein redlicher und tüchtiger Arbeiter geworden. Er hat es geschafft, eine Familie zu gründen, mit eigenen Kindern, und mit Enkelkindern – die er leider nie zu Gesicht bekam. Er konnte geben, was er selber zuwenig bekommen hatte, Liebe und Anerkennung. Meine Mutter hatte unter ihm nicht zu leiden, dann noch eher seine Söhne, deren normale Rebellionen er nicht verstand.

Damit ist der Kern des Verdingskinder-Traumas umrissen: Kinder wurden zu Dingen, zu Gebrauchsgegenständen, gemacht. Sie wurden behandelt, als hätten sie keine Seele, als seien sie Haustiere oder Arbeitsgeräte.

Er war ein sanfter Mensch, aber es gab bei ihm wohl eine gefühlsmässige Unerreichbarkeit und Verständnislosigkeit, mit der er sich vor Nähe und der Konfrontation mit dem Bruch in seiner Kindheit schützte, Probleme, die sich zum Teil auf die Kinder übertrugen.

Warum konnte mein Grossvater den Bruch in seiner Kindheit zu einem grossen Teil verarbeiten? Ich weiss da natürlich nichts Gesichertes, aber ich vermute, dass er eine in meiner Familie vor allem auf der mütterlichen Seite stark ausgeprägte seelische Widerstandskraft besass. Er muss wohl auch, bevor er verdingt wurde, genug Liebe bekommen haben, um ein so genanntes «gutes inneres Objekt» zu bilden, einen inneren Beschützer und Leitstern, an den er sich in der schweren Zeit halten konnte. Und es war auch Glück im Spiel, dass eine energische, mit zwei kleinen Kindern gesegnete Witwe sich für ihn interessierte und er ein berufliches Umfeld fand, in dem er trotz dürftiger Ausbildung seine Fähigkeiten zur Geltung bringen und Anerkennung ernten konnte.

Ich hüte mich vor Verallgemeinerungen. Wenn ein Kind zu einem Ding gemacht wird, hat es ganz schlechte Karten. Ein schweres kumulatives Trauma, multiple Brüche und chronische Missachtung in der Kindheit können auch begabte und starke Kinderseelen brechen. Oft hängt es davon ab, ob das Leben gut spielt und einige der Verletzungen und Defizite in der Kindheit kompensiert. Man kann bereits als Kind oder Jugendlicher auf liebevolle Menschen, beispielsweise Lehrer oder andere Förderer, stossen, die auf den guten Kern reagieren, den der Mensch in sich trägt, und die sich um einen kümmern. Man kann als Erwachsener das Glück haben, Freunden und Liebespartner zu begegnen, die einem das geben, was man als Kind vermisst hat. Manches kann so abheilen, und man kann ein gewisses Vertrauen in sich und das Leben entwickeln, auch wenn die Narben spürbar bleiben.

Ein seelisches Trauma kann nicht getilgt werden. Menschen können ihre problematischen Anpassungsstrategien überwinden, den Kontakt zu den verschütteten Gefühlen finden, ihr Trauma ausdrücken und überwinden, doch «neu machen» kann selbst eine psychoanalytische Kur nicht. Es geht vielmehr darum, das Unfassbare in Bildern, Gefühlen und Worten zu fassen und zu einem Teil des eigenen Lebens zu machen. Es geht darum, die falschen Prägungen zu überwinden, die grausamen inneren Bezugspersonen loszuwerden, damit man nicht in einer unglückseligen unbewussten Wiederholung der bösen Kindheit stekken bleibt.

Um sich von der Last eines schweren Kindheitstraums hinreichend zu befreien, müssen wir zu verstehen versuchen, was geschehen ist und was es alles in unserer Seele angerichtet hat, mit aller Kraft, Sorgfalt und Geduld. Und vor allem geht es darum, ein Gefühl des eigenen Werts wieder zu erlangen, das einem als Kind gestohlen wurde. Man muss aus dem Ding, zu dem man gemacht wurde, wieder zu einem Menschen werden.

MARKUS FÄH, geboren 1958, ist Psychoanalytiker und Autor. 2008 erschien von ihm «Schluss mit Jammern».

Das Verdingkinderwesen im 19. und 20. Jahrhundert ist eine Folge davon, dass das Dreieck aus Erziehung, Arbeit und Liebe in Schieflage geriet. Biblisch-theologische Kriterien können für die richtige Gewichtung den Blick schärfen.

7 Hesch mi lieb?

Peter Ruch

«Und während die fröhlichen Vögelein so lustig sangen, so frei sich lustig machten an der warmen Sonne, unter dem lieben heitern Himmel, zogen viele, viele Kinder mit schweren Herzen und trüben Gesichtern der Bettlergemeinde zu; sie fühlten die warme Sonne nicht, sie sahen den blauen Himmel nicht, ihnen war's wie den Vögelein, die man im lustigen Mai in die Kräze tut, in die Stube hängt und in einem Tröglein das Fressen ihnen sorgsam zumisst, welches sie früher unter Luft und Jubel nach Belieben selbst gesucht.»

Jermias Gotthelf: «Bauernspiegel», Kapitel 7

Wurden Verdingkinder an einer «Bettlergemeinde» feilgeboten und womöglich ausgenützt, so war das zweifellos ein Unrecht. Für Jeremias Gotthelf war jedoch die Kinderarbeit nicht das Hauptproblem. Und schon gar nicht sah er die Ursache der Misere im «System»; denn oft waren es die Eltern, *«welche ihre Kinder der Gemeinde auf den Hals werfen wollten, denen man die heimliche Freude ansah, ihrem eigenen Fleisch und Blut bald loswerden zu können» (ebenda).*

Arbeits- und Elternethos waren schon in der Antike Veränderungen unterworfen. Von Hesiod noch gerühmt, geriet die Arbeit später in Verruf und galt als erniedrigend. Der Wohlstand der Polis beruhte weitgehend auf Sklavenarbeit, und im Römerreich führte die Geringschätzung der Arbeit zur Entvölkerung grosser ländlicher Gebiete, während sich in den Städten eine arbeitsscheue und korrupte Plebs ansammelte. Bereits im Hellenismus hatte nicht Arbeit, sondern das Beziehungsnetz einen gehobenen Lebensstandard gesichert.

Von dieser Einstellung zur Arbeit unterschied sich das Judentum deutlich. Hier war Arbeit geachtet, sofern sie der Tora entsprach. *«Geh zur Ameise, du Fauler, sieh dir ihre Wege an, und werde weise… Wie lange, du Fauler, willst du liegen bleiben, wann willst du aufstehen von deinem Schlaf?»* (Sprüche 6,6–9). Sogar die Rabbiner, deren Schriftgelehrsamkeit hochgeachtet war, erlernten einen Broterwerb. Denn der Fluch, der auf der Arbeit lastet (1 Mose 3,16f), bezieht sich nicht auf die Arbeit als solche, sondern auf die Mühsal als Begleiterscheinung, wie die Schmerzen bei der Geburt.

Da bereits Adam in Eden arbeitete, ist Arbeit das Los des Menschen. Auch im Neuen Testament geniesst die Arbeit eine hohe Wertschätzung. Jesus selber war vermutlich Zimmermann. In der bekannten Geschichte von Maria und Martha (Lukas 10) tadelt Jesus nicht Marthas Leistung, sondern bloss ihren Übereifer. Jede Arbeit hat ihren Wert, auch wenn er nicht adäquat entschädigt wird (Lukas 17,10). Auch Paulus übte einen Beruf aus und betrachtete es als Ehre, davon leben zu können (2 Thessalonicher 3,8). Bei diesem biblischen Arbeitsethos könnte man fast auf die Idee kommen, dass die Arbeit auch für Kinder und Verdingkinder ein Segen sein müsse. Doch das wäre voreilig.

Die zum Teil grobe Behandlung von Waisen und Halbwaisen im 19. und weit bis ins 20. Jahrhundert ist ein Nachspiel des Menschenbildes des 18. Jahrhunderts. Die Epoche der Aufklärung war zwar eine Kultur des Rationalismus. Doch liebte und pflegte auch sie ihre irrationalen Mythen – ähnlich wie das Mittelalter, dem sie so selbstbewusst die Vernunft entgegenhielt. Die Aufklärung hatte nicht nur ihre Historiker, Naturforscher und Journalisten, sondern auch ihre Freimaurer, Rosenkreuzer und Quacksalber. Und der Absolutismus, dieser irrationale Vulkanausbruch, ist nur erklärlich, wenn man ihn als System erkennt, das auf den naiven Glauben an die menschliche Güte und auf den Mythos der menschlichen Vernunft gegründet war. Noch als Kant seine Vernunftkritik schrieb und als Goethe um das richtige Verhältnis zwischen Wahrheit und Dichtung rang, wurden in Übersee Sklaven gejagt, verfrachtet und verkauft.

Der Basler Theologe Karl Barth hat den Menschen des 18. Jahrhunderts als denjenigen beschrieben, der keinen Kaiser mehr hat. Der Kaiser hatte Distanzen und Kompetenzen nach unten und oben fixiert. «Von Gottes Gnaden» bedeutete anfänglich die Anerkennung eines übergeordneten, nämlich des göttlichen Rechts. Der

Missbrauch dieser Autorität begann früh. Doch erst mit dem Wegfall des Kaisergedankens wurde der Fürst absolut. Er verfiel in Liederlichkeit und Menschenverachtung. Und zum Alter Ego des absoluten Fürsten wurde der absolute Revolutionär. «L'Etat, c'est moi» war auch seine Parole.

Dem Gestaltungswillen des Menschen musste die Welt sich beugen. Angefangen bei den geometrisch geschnittenen Sträuchern über gezähmte und dressierte Tiere bis hin zum neuen Baumaterial, dem Gips, der sich beliebig formen liess. Am Reissbrett entstanden ganze Städte wie Mannheim und Karlsruhe. Und nach Plan sollte nun auch die Gestaltung des Menschen ablaufen. Es breitete sich die Überzeugung aus, dass die Erziehung unendliche Möglichkeiten ausschöpfen könne, die bloss zu entwickeln und zu nutzen seien. Neben den Pfarrer trat mit zunehmendem Selbstbewusstsein der Schulmeister. Die Förderung der Tugenden sollte auch vor Waisen- und Halbwaisenkindern nicht haltmachen. Und weil der Zusammenhang zwischen Arbeit und Wohlstand evident zu werden begann, wurde die Arbeit zum Leitmotiv des Fürsorge- und Armenwesens.

Die Förderung der Tugenden sollte vor Waisen- und Halbwaisenkindern nicht haltmachen. Und weil der Zusammenhang zwischen Arbeit und Wohlstand evident zu werden begann, wurde die Arbeit zum Leitmotiv des Fürsorge- und Armenwesens.

Das Schicksal der Verdingkinder war zwar nicht in jedem Fall schlimmer als dasjenige anderer Kinder. Gotthelfs Protest richtete sich vor allem gegen die Betrachtung des Kindes als Nutzfaktor und gegen die Weigerung, dem Kind einen geschützten Lebensraum zu gewähren. Solcher Lebensraum war für den Dichterpfarrer ein theologisches Postulat. Als nämlich Jesus den Erwachsenen das Kind als Vorbild hinstellte (Markus 10), da begab er sich in eine Frontstellung zur Kultur seiner Zeit. Empfängnisverhütung, Abtreibung und Aussetzung waren alltäglich. Wo Kinder versehentlich doch zur Welt kamen, da galt es, aus diesem Rohmaterial etwas Nützliches zu formen.

In der jüdisch-christlichen Tradition hingegen geniesst das Kind eine Wertschätzung, die weit über die Ökonomie hinausgeht. Als Gotteskindschaft beschreibt die Bibel das Verhältnis zwischen Mensch und Gott. Damit konstituiert sie ein Oben und Unten, wie es auch in der Relation zwischen Eltern und Kindern natürlich und notwendig besteht. In einer ähnlichen Frontstellung wie Jesus gegenüber dem Römerreich, sah sich auch Gotthelf gegenüber dem Menschenbild seiner Zeit.

Im 8. Kapitel des «Bauernspiegels» erzählt Gotthelf, wie der Verdingbub als «Kindermeitschi» seinen neuen Platz antritt. Der Anblick des Familienvaters erinnerte ihn an seinen eigenen verstorbenen Vater, sodass er spontan auf dessen Knie kletterte und ihn fragte: *«Ätti, hesch mi o lieb?»* Ehe dieser noch antworten konnte, riss ihn der Sohn des Bauern herunter, stiess ihn weg und sagte: *«Das isch nit dy Ätti, du hesch kei Ätti, du bisch numme der Bueb.»* Der «Bueb» wurde nicht beim Namen gerufen. Die Beziehungsdimension wurde ihm verweigert, wie sie der Natur und der Welt überhaupt verweigert wurde. Das war die Tragik wohl nicht aller, aber vieler Verdingkinder.

Die Einstellung einer Kultur gegenüber Kindern und Behinderten ist der Indikator ihrer (Un-)Menschlichkeit. Der Blick zurück sollte nicht in sozialpolitischer Empörung steckenbleiben, sondern die theologischen Beweggründe von Gotthelfs Protest erkennen. Denn schneller als sie denkt, könnte die Gegenwart die ebenso berechtigte Empörung der Nachwelt auf sich ziehen. Wie viele Eltern wollen nicht heute dem Staat «ihr eigenes Fleisch und Blut auf den Hals werfen»? Wie viel Zeit und Wertschätzung bleibt für das Kind zwischen den Kraftfeldern von Selbstverwirklichung und Prestige übrig? Und wo endet eine Volksschule, die laufend mit Neuerungen gestresst wird, die nicht kindgerecht sind? Um aus der Geschichte zu lernen, genügt es nicht, zurückzublicken. Es braucht auch den kritischen und selbstkritischen Vergleich mit den Handlungsmustern und Leitmotiven der Gegenwart.

PETER RUCH, geboren 1951, hat in Basel und Montpellier Theologie studiert. Er ist Pfarrer in Küssnacht am Rigi.